

DER FELS

Leo Cardinal Prof. Dr. Dr. Scheffczyk:
Der Glaube – ein Quell der Freude S. 227

Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus:
Die Liebe Gottes zeigt den
Wert des Menschen S. 229

Christa Meves
Von der Freude, katholisch zu sein S. 232

Katholisches Wort in die Zeit

32. Jahr Nr. 8/9 August/September 2001



INHALT:

Leo Cardinal Prof. Dr. Dr. Scheffczyk: Der Glaube – ein Quell der Freude	227
Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus: Die Liebe Gottes zeigt den Wert des Menschen	229
Christa Meves: Von der Freude, katholisch zu sein	232
Mathias von Gersdorf: Wahre Liebe wartet	236
Dr. Bogdan Piwowarczyk: Freude am Glauben wecken (<i>Schluß</i>). 238	
Jürgen Liminski: Programm der Hoffnung	242
Franz Salzmacher: Ein Stück näher zur Einheit	244
Pfr. Erwin Reichart: Muss der Volksaltar sein?	246
Klaus Nebel: Sei besiegelt durch die Gabe Gottes, den Heiligen Geist (<i>Schluß</i>)	250
Jürgen Liminski: Menschliche Größe – oder perfektes Genom?	254
Auf dem Prüfstand	259
Zeit im Spektrum	261
Bücher	263
Nachrichten	267
Forum der Leser	270

Impressum „Der Fels“ August/September 2001
Seite 271

Titelbild: Mariae Himmelfahrt, Hochaltar von Egid
Quirin Asam; Rohr, Niederbayern

Fotos: 227 Funk-Druck, Eichstätt; 229 Ziegenaus;
230 Archiv; 232, 237 Lebe, 10. Jg., März 2001, S.
16/17; 233, 234, 235 Privat; 237 FdK; 238 privat;
239 R. Zürcher, Ital. Wandmalerei, Atlantis Verlag
Zürich, Tafel IV; 243, 244, 245, 254, 255, 257, 258
Liminski; 246, 247, 249 Reichart; 251 Archiv; 252 A.
M. Rathgeber, Kirche und Leben, A. Pröpster Ver-
lag, Kempten Bildtafel 23; 272 Archiv.



Liebe Leser,

„Der König ist tot, es lebe der König!“ So hieß es früher beim Tod eines Königs. Das sollte nicht Freude über das Ableben des bisherigen Herrschers zum Ausdruck bringen. Es drückte viel mehr die Kontinuität aus, verbunden mit der Erwartung, dass der neue Herrscher gut regieren möge zum Wohle der ihm Anvertrauten.

Einen solchen Ausspruch wie beim Tod eines Königs gibt es nicht, wenn der Bischof einer Diözese stirbt oder abtritt und ein Nachfolger vom Papst berufen wird. Und doch sind die Erwartungen an ihn ganz ähnlich. Die der Kirche verbundenen Katholiken erhoffen – und hoffentlich beten sie auch darum – dass der neue Bischof kraftvoll, mutig und ohne Scheu vor den Wölfen, seiner Herde vorangeht. Das 2. Vatikanische Konzil schreibt in seinem „Dekret über die Hirtenaufgabe der Bischöfe in der Kirche“ (Ziff.12) u.a. „Bei der Erfüllung ihrer Aufgabe zu lehren sollen sie den Menschen die Frohbotschaft Christi verkünden; das hat den Vorrang unter den hauptsächlichen Aufgaben der Bischöfe. In der Kraft des Geistes sollen sie die Menschen zum Glauben rufen oder im lebendigen Glauben stärken“.

Die Hirtenaufgabe zu erfüllen ist in Krisenzeiten besonders schwer. Niemand kann ernsthaft bestreiten, dass wir in einer solchen Zeit leben: Fehlender Glaubensgehorsam, eine breite religiöse Unwissenheit und die damit möglich gewordene massenhafte Verführung und Manipulation, das Missverständnis von Kirche als einer demokratisierbaren Institution, in der es um Struktur und Macht, nicht aber um Dienst an der Wahrheit geht,

sind nur einige Stichworte, die die Situation beschreiben. In dieser Krisensituation kommt den Bischöfen eine Schlüsselposition zu. Für die Bischöfe gilt, was der Katechismus der katholischen Kirche schreibt (Ziff. 890): Das „Lehramt muss das Volk vor Verirrungen und Glaubensschwäche schützen und ihm die objektive Möglichkeiten gewährleisten, den ursprünglichen Glauben irrtumsfrei zu bewahren“. Papst Johannes Paul II. hat bei seinem Deutschlandbesuch 1996 vor den Mitgliedern der Deutschen Bischofskonferenz in Paderborn diese schwierige Hirtenaufgabe mit den Worten angesprochen: „Es ist ein Dienst, der Wachsamkeit erfordert und nicht von der Ausübung der Autorität dispensieren darf und ferner weder in Foren noch in Pastoralgesprächen zur Disposition gestellt werden kann: Der Dienst muss zwar versehen werden im Dialog und immer mit großer Liebe, aber auch mit Klarheit und Entscheidungskraft.“

In Deutschland ist in den kommenden Jahren eine große Zahl von Bischofssitzen neu zu besetzen. Die Blicke der Gläubigen richten sich naturgemäß in ganz besonderer Weise auf bestimmte Bischofssitze, die durch ihren Rang, ihre weit zurückreichende Geschichte oder auch durch die Person der bisherigen Amtsinhaber aus den übrigen herausragen und deswegen eine überdiözesane Bedeutung haben. Fulda ist einer davon. Dort ist das Grab des Hl. Bonifatius, des Apostels der Deutschen. Hier wirkte auch der unvergessene Erzbischof Dyba. Auf ihn richteten sich in den vergangenen Jahren die Blicke vieler Katholiken.

Die romverbundenen und lehramtstreuen Katholiken wollen in Loyalität zu ihren Bischöfen stehen. Sie wünschen ihren Bischöfen die Eigenschaften, die Gott und die Zeit von ihnen erwarten.

Es grüßt Sie freundlich
aus Kaufering
Ihr Hubert Gindert

Der Glaube – ein Quell der Freude

Von Leo Cardinal Scheffczyk

Der nachstehende Beitrag ist die Predigt, die Leo Cardinal Scheffczyk auf dem Schlußgottesdienst des Kongreß „Freude am Glauben“ am 9. Juni 2001 im Hohen Dom zu Fulda gehalten hat.



Ein geistliches Treffen zur Bekundung der „Freude am Glauben“ könnte manchem unzeitgemäß erscheinen. Passender schiene in einer Epoche der Glaubenskrise und des Glaubensschwundes ein flammendes Bekenntnis des Glaubens oder, gerade hier am Grab des hl. Bonifatius, der missionarische Einsatz für den Glauben sowie ein kämpferisches Zeugnis für seine Wahrheit. Dennoch ist in einer für das Glaubensleben ernsten und dürftigen Zeit die Freude am Glauben nicht zu entbehren. Die Aufforderung zur Freude durchzieht das ganze missionarische Leben und Wirken des hl. Paulus, der sogar aus dem Gefängnis seine Gemeinde in Philippi auffordern kann: „Freuet euch im Herrn allezeit“ (Phil 4,4); denn die Freude im Herrn ist jederzeit unentbehrlich, auch gegenwärtig, da viele Christen gleichsam in einer babylonischen Gefangenschaft des Zeitgeistes leben. Dabei drohen sie die Schönheit, die Strahlkraft und eben die Freude am Glauben zu verlieren, um sich statt dessen in der Kritik des Glaubens und in zweideutigen Künsten der Anpassung zu erschöpfen.

1Die Begründung solcher Freude inmitten vieler Drangsale liegt im Wesen des Glaubens selbst, der ein einzigartiges Gnadengeschenk Gottes darstellt. Im Zeitalter der Relativierung der Wahrheit und des Indifferentismus sind viele geneigt, den katholischen Glauben als einen Ausdruck des natürlich-religiösen Gefühls zu

betrachten oder ihn als Ergebnis eines am Menschen Jesus orientierten sozialen Denkens zu verstehen, das sich nicht so wesentlich von anderen Weltanschauungen unterscheidet. Aber der christliche Glaube, der Glaube der Kirche, ist keine religiöse oder weltanschauliche Er rungenschaft des Menschen, sondern die endgültige Offenbarung Gottes in Christus an die Menschheit. Insofern ist er ein einzigartiges Gnadengeschenk Gottes für den zu einem überweltlichen Ziel berufenen Menschen. Von diesem Glauben, als unerwartetes und dem Menschen von sich selbst her unerreichbares Geschenk verstanden, bietet die Heilige Schrift ein treffendes Bild in dem Doppelgleichnis vom „Schatz im Acker“ und von der „kostbaren Perle“ (Mt 13,44-46). Diese Güter werden von zwei Menschen völlig unerwartet und unverdient gefunden. Ausdrücklich heißt es von dem ersten Finder: „In seiner Freude verkaufte er alles.“ Beiden aber ist gemeinsam, dass sie diesen ihren Fund als etwas unvergleichlich Kostbares, als etwas höchst Wertvolles erkennen, dem nichts übergeordnet werden kann. So muß es auch um jeden Preis erworben werden. Die Gleichnisse, die streng genommen auf das Gottesreich zu beziehen sind, dürfen auch für den Glauben an Christus beansprucht werden, in dem uns die ganze Wahrheit und das ganze Leben Christi zuteil wird.

Diese Wahrheit hat, wie ein Goldschatz oder eine glänzende

Perle, etwas Lichthaftes, etwas Strahlendes an sich, so dass wir in ihrem Schein eine ganz neue Dimension der Erkenntnis und der Liebe erreichen. Im Licht des Glaubens erfassen wir nicht nur den tieferen Sinn und die wahre Bedeutung der irdischen Dinge, so dass wir sie dementsprechend auch gültig beurteilen und recht gebrauchen können; es wird uns vielmehr auch die Erkenntnis geheimnishafter, göttlicher Dinge geschenkt. Im Glauben erkennen wir die Lebensfülle des dreifaltigen Gottes, wir lernen verstehen, wer Jesus Christus ist, was seine Menschwerdung durch Tod und Auferstehung hindurch an der Welt bewirkt hat, was daraufhin sein Fortleben in der Kirche und in den Sakramenten bedeutet. An den Geheimnissen Gottes, an die wir im Glauben rühren, leuchten auch Sinn und Ziel unseres Lebens auf, das zu nichts Geringerem als zur Anteilnahme an der Herrlichkeit des dreifaltigen Gottes bestimmt ist und sich diesem Ziel in der Liebe nähern darf. Nach dem hl. Paulus werden wir im Glauben befähigt, „mit allen Heiligen ... die Länge und Breite, die Höhe und Tiefe“

des Geheimnisses Christi und seiner Liebe zu ermessen, „die alle Erkenntnis übersteigt“. Die Reaktion des Menschen auf diesen Gnadenschatz aber kann nur eine geistige, tiefinnerliche Freude sein, die sein Leben mit Frieden und Zuversicht erfüllt, gerade auch in Zeiten der Krise und der Zertrümmerung von bleibenden Wahrheiten und Werten. Vorbild und Ansporn für solche Freude am Glauben ist uns Maria, die Mutter des Herrn, deren wir bei diesem Treffen immer wieder gedacht haben, mit ihrem Ausruf: „Meine Seele preist die Größe des Herrn, und mein Geist jubelt über Gott meinen Retter“ (Lk 1,46f.).

2 Allerdings ist die Reaktion des Menschen auf dieses einzigartige Geschenk des Glaubens noch näher zu betrachten. Die Männer des Gleichnisses können diese Freude nur erfahren, weil sie den Fund entschieden und vorbehaltlos ergreifen, der ihnen da von Gott angeboten wird. Der Glaube, der im Menschen zu einem Quell der Freude werden soll, bedarf einer ganzheitlichen, totalen Annahme, sowohl subjektiv von seiten des Menschen, als auch objektiv vom Inhalt des Glaubens her. Die beiden Gestalten des Gleichnisses werden subjektiv zur Annahme des einzigartigen Gutes nicht gezwungen. Der erstgenannte Mann könnte den Schatz im Acker auch vergraben sein lassen, und der Kaufmann könnte die ihm angebotene Perle verschmähen. Das ist ein Hinweis auf jene Christen, die das hohe Gut des Glaubens zwar von der Vergangenheit und der Tradition her empfangen haben und es vor sich sehen, aber kein inneres Verhältnis zu ihm gewinnen. Es ist aber auch ein Bild für die vielen, die im Glauben nur noch einen Zierat und ein Ornament des bürgerlichen Lebens sehen und der postmodernen Zivilreligion zusteuern. In dieser werden etwa die Sakramente nur noch als weltliche Feiern verstanden, und die Wahrheit des Glaubens wird als Manövriermasse für geistreiche Gedankenspiele betrachtet. Die Männer des Gleichnisses verhalten sich anders. Sie machen sich auf, um das kostbare Gut zu erwerben, und zwar unter Hingabe allen an-

deren Besitzes. Sie sind von der Überzeugung durchdrungen, daß das hohe, glückhafte Gut nur durch rastlosen Einsatz und beherztes Zugreifen gewonnen werden kann.

Ohne menschlichen Einsatz, der freilich immer schon unter dem Wirken der göttlichen Gnade geschieht, kann das erworbene Gut dem Menschen nicht zum Glück und zur Freude gereichen. Der beglückende Glaube ist an die Ganzhingabe des eigenen Selbst gebunden, aber auch an die inhaltliche Annahme im ganzen. Wenn man im Glauben, wie es heute oft in den selbstentworfenen privaten Glaubensbekenntnissen geschieht, nach eigenem Ermessen eine Auswahl trifft und ihn nur unter vielen persönlichen Vorbehalten annimmt, muß er schließlich als eine Last empfunden werden, die man durch Kritik, durch angebliche Reform und durch Verbrämung mit irdischen Stoffen immer mehr aushöhlt und entkernt. Ein solcher geteilter, halber Glaube kann den Menschen nicht beglücken. Glück und Erfüllung schenkt nur ein ganzheitlicher Glaube, der in sich selbst ganz ist und vom Menschen auch in totaler Hingabe bejaht wird; denn ein halber Glaube schwelt am Erdboden dahin, ein ganzer Glaube aber erhebt sich zu einer steilen, leuchtenden Flamme.

3 Zeichnen wir indessen mit solcher Forderung nach einem solchen ganzheitlichen, frohgemuten Glauben nicht ein Idol, das in der Wirklichkeit nicht zu erreichen ist? Kann angesichts der heutigen Krise des Glaubens, seiner Anpassung an die Medienwelt und angesichts der Überzahl von sich Anpassenden bei den Festbleibenden überhaupt noch Freude aufkommen, oder muß nicht die ernste Sorge um die Zukunft des Glaubens die Freude ersticken? Erfüllt es nicht mit Sorge, wenn wir hören, daß in Deutschland angeblich das Wort Heiligkeit nicht mehr verstanden werde, sondern man nur noch von einem gestalteten Christsein sprechen könne? Aber ein Christsein ohne Heiligkeit ist wie eine Schale ohne Kern. Am Maß des ganzheitlichen Glaubens gemessen, erscheint die heutige Situation des Offenbarungsglaubens tat-

sächlich bedrückend und die Freude von der Sorge überdeckt. Aber es gibt zu diesem entschiedenen ganzheitlichen Glauben keine Alternative, es gibt dazu nur Surrogate, die sich jetzt schon als unzulänglich erweisen. Darum können wir die gegenwärtige Lage des

„Ein neues Jahrhundert, ein neues Jahrtausend öffnen sich im Lichte Christi. Doch nicht alle sehen dieses Licht. Wir haben die wunderbare und anspruchsvolle Aufgabe, sein Widerschein zu sein.“

Qu: Novo M., Ziff. 54, S.50

Glaubens auch nicht als hoffnungslos ansehen und damit auch keine Freudlosigkeit aufkommen lassen. Es gibt sogar in rein natürlicher Hinsicht neuere soziologische Ergebnisse, die dartun, dass in der Zukunft nur solche religiöse Gemeinschaften bleiben und bestehen werden, die ihre wurzelhafte Eigenart behalten, die ihren Unterschied zur Umwelt nicht verleugnen und die einen unverfälschten, ganzheitlichen Glauben bezeugen. Daraufhin können sich die von uns anzusprechenden und zu gewinnenden Menschen überhaupt erst ein Bild von dem machen, worauf sie sich einlassen. Von einem schwankenden, in sich verzerrten Bild wird niemand beeindruckt werden. Solche natürlichen Erkenntnisse bestätigen auch, dass die Zukunft nur einem klaren, in sich gefestigten Glauben gehört, nicht aber einem vagen Mischprodukt von unausgegorenen modischen Anpassungen.

Diese natürliche Sicht der Dinge befreit uns nicht von dem Eindruck der ungeheueren Dramatik der gegenwärtigen Situation von Glaube und Kirche. Aber dieser Glaube, in seiner Ganzheit genommen und mit ganzer Hingabe bezeugt, bietet uns auch Halt in den Niederbrüchen unserer Zeit, die in der Geschichte beinahe ohne Parallele sind. Einem solchen gefestigten Glauben wird auch die Freude niemals fehlen, wie es uns der hl. Paulus bestätigt, wenn er zu seiner Gemeinde spricht: „Trotz aller unserer Not bin ich von Trost erfüllt und ströme über von Freude“ (2 Kor 7,4). □

Anbetung – als Quelle der Freude

Von Anton Ziegenaus

Die Anbetung

Der um die Wende zum 20. Jahrhundert wohl führende evangelische Theologe Adolf von Harnack hat einen Vortrag über das Thema gehalten: Was wir von der römischen Kirche lernen und nicht lernen sollen¹.

Das erste, was die Protestanten von der katholischen Kirche lernen sollten, ist nach Harnack die Anbetung. Sie sei im Protestantismus abhanden gekommen. Ein Doktrinarismus habe die Anbetung abgelöst, d.h. das Lehrhafte und Kritisch-Analytische habe die persönliche Frömmigkeit und die Anbetung überwuchert. Ohne Anbetung werde aber das Christentum leer und schal, verliere das Leben und das, was es noch hat. Besteht die Gefahr, Anbetung und Leben zu verlieren und sich überkritisch mit Lehrfragen und dem Organisatorischen zu beschäftigen, heute nicht auch bei uns Katholiken?

Als Harnack aber konkret werden sollte, wie er sich die Anbetung denke, erklärte er, keine Ratschläge geben zu können und verwies auf die Gemeindegemeinschaften der Alten Kirche und die Nächstenliebe. Ist das Anbetung?

Die himmlische Liturgie

In der Lesung hörten wir eben Kapitel 5 aus der Offenbarung des Johannes. Wir hörten von einem Thron und dem, der darauf saß, von einer versiegelten Buchrolle, deren Siegel niemand öffnen konnte, und von einem Lamm, das inmitten der Ältesten stand, „wie

geschlachtet“. Die Buchrolle enthält alle endzeitlichen Ereignisse, die Nöte und Plagen und Leiden, aber ebenso die neue Schöpfung und das leidfreie lichte Leben bei Gott und dem Lamm. Der Seher weinte zunächst, weil niemand das versiegelte Buch öffnen kann, d.h. weil die Menschheitsfrage nach dem Warum des Leids und der Ausblick auf eine lichtvolle Zukunft verschlossen bleiben, doch wird er aufgefordert, nicht zu weinen, denn „der Löwe aus dem Stamm Juda“ habe schon gesiegt und wird das Buch öffnen.

Deshalb nehmen die vier Lebewesen und die vierundzwanzig Ältesten ihre Harfen und goldene Schalen voll Räucherwerk und singen ein „neues Lied“ dem Lamm, das geschlachtet worden ist, aber jetzt nicht tot ist, sondern „wie geschlachtet“ inmitten der Ältesten steht. Sie singen: „Würdig bist du, das Buch zu nehmen und seine Siegel zu öffnen; denn du bist geschlachtet worden und hast sie (= die Heiligen) mit deinem Blut für Gott erkaufte aus jedem Stamm und jeder Sprache ... und sie für unseren Gott zu einem Königreich und zu Priestern gemacht.“

Diese himmlische Liturgie wird noch verstärkt durch eine gewaltige Zahl von Engeln - „zehntausend mal zehntausend und tausend mal tausend“, womit die Gottgleichheit des Lammes umschrieben wird: vgl. Dan 7,10. - Die Engel rufen: „Würdig ist das Lamm, das geschlachtet wurde, die Macht zu empfangen und Reichtum und Weisheit und Stärke und Ehre, Verherrlichung und Lobpreis.“ Aber dieser unermessliche Kreis von Engeln wird durch einen dritten Chor erweitert: „Jedes Geschöpf



Dieser Beitrag war die Predigt beim Anfangsgottesdienst des Kongresses „Freude am Glauben“ am 8. Juni 2001 in Fulda. Der Verfasser Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus, Jahrgang 1936, wurde nach dem Studium der Theologie, Philosophie und Psychologie an der Universität München 1963 zum Priester geweiht. Nach seiner Habilitation wurde Ziegenaus 1977 Ordinarius für Dogmatik an der Universität Augsburg. Der Autor ist Herausgeber der Mariologischen Studien und Mitherausgeber der Zeitschrift „Forum katholische Theologie“.

im Himmel und auf der Erde und auf dem (bedrohenden) Meer“ stimmt ein: „Dem, der auf dem Thron sitzt, und dem Lamm sei der Lobpreis und die Ehre und die Verherrlichung und die Macht in alle Ewigkeit.“ Die vier Wesen sprechen darauf ihr „Amen“ - Ja, so ist es. Und „die Ältesten fielen nieder und beteten an.“ Diese Anbetung gilt dem, der auf dem Thron sitzt, und dem Lamm, das geschlachtet wurde und dem der Dank von allen Geschöpfen gebührt.

Die Liebe Gottes zeigt den Wert des Menschen

Nach dieser Lesung haben wir dann den Abschnitt Joh 3,16-19 als Evangelium gehört. Es beginnt mit den Worten: „So sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn hingab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe.“ Die Größe der Liebe Gottes zeigt sich also in der Hingabe des eigenen Sohnes.

Paulus denkt genauso, wenn er den Römern (8,32) schreibt: Gott hat „seinen eigenen Sohn nicht geschont, sondern ihn für uns hingegeben, wie sollte er mit ihm uns nicht alles schenken?“ S. Kierkegaard bemerkt dazu: „Er, der Abrahams Erstgeborenen verschonte ..., er verschonte nicht seinen eingeborenen Sohn.“² Bedenken wir einmal diese Erzählung von der Opferung Isaaks: Wenn ein Katechet im Religionsunterricht auf diese Glaubensprobe Abrahams zu sprechen kommt, zittert sein Herz: Welches Bild werden die Kinder von einem Gott bekommen, der solches von einem Vater verlangt? Wie froh ist der Katechet dann darüber, dass schließlich doch Isaaks Leben geschont wurde! Was Gott von Abraham nicht verlangt hat, hat er von sich verlangt.

Was bedeutet nun die Hingabe des eigenen Sohnes für uns? Sie besagt einmal den Wert jedes Menschen, jedes Einzelnen, bei Gott. Der Wert misst sich am Preis, den Gott für uns zu zahlen bereit war. Paulus spricht deshalb vom „teuren Preis“, um den wir erkaufte wurden (vgl. 1 Kor 6,29; 7,23), und der erste Petrusbrief (1,18f) gibt zu bedenken, dass wir „nicht mit vergänglichen Dingen, mit Silber und Gold losgekauft“ wurden ..., „sondern mit dem kostbaren Blut Christi als eines untadeligen und makellosen Lammes“. Der Preis, den Gott mit dem kostbaren Blut des Lammes gezahlt hat, hebt also den Wert jedes Menschen, vom eben gezeugten Embryo bis zum Sterbenden, hervor.

Wenn Gott für uns seinen Sohn hingegeben hat, wird er uns, wie Paulus sagt, „alles schenken“. Die-

ses „alles“ schließt auch das ewige Leben ein. Wenn uns hie und da der Zweifel annagt, ob es ein Leben nach dem Tod gibt, hilft es, diese Liebe Gottes zu bedenken. Der hl. Augustin schließt von dieser Liebe auf das Geschenk des ewigen Lebens. Er schreibt³: „Schon ist es mehr, was er getan, als was er verhielt. Was tat er? Er starb für dich. Was versprach er? Dass du lebst mit ihm. Unglaublicher ist es, dass der Ewige starb, als dass der Sterbende ewig lebe. Schon halten wir das Unwahrscheinlichere. Starb für die Menschen ein Gott, wie sollte der Mensch nicht leben mit Gott?“ Vor die Frage gestellt, was wahrscheinlicher ist, nämlich die Hingabe des Sohnes für uns oder unser ewiges Leben, antwortet Augustin wie jeder vernünftige Mensch: Dass Gott sein Einziges und Liebstes hingibt, ist unwahrscheinlicher. Wer aber daran glaubt, an das Unwahrscheinliche, dass Gott ihn so liebt, für den steht fest, dass ein so Liebender ihn nicht wegwerfen wird wie ein Paar alte Schuhe, dass Gott ihn nicht fallen lassen wird. So besagt die Hingabe des Sohnes den hohen Wert des Menschen und seine ewige Berufung. „Der seines eigenen Sohnes nicht schonte, sondern ihn für uns alle hingab, wie sollte er nicht auch mit ihm uns alles schenken?“

Die irdische Liturgie: Teilnahme an der himmlischen

Rufen wir uns die himmlische Liturgie von der Offenbarung des Johannes in Erinnerung. Zuerst sind es die vier Wesen und die vierundzwanzig Ältesten, dann die unzählige Schar der Engel und schließlich jedes Geschöpf im Himmel und auf der Erde, die dem, der auf dem Thron sitzt, und dem Lamm, das tot-lebend, „wie geschlachtet“ ist, ein neues Lied singen, Ehre, Lobpreis und Herrlichkeit darbringen und anbeten. Das „Lamm, wie geschlachtet“, hat gesiegt; ihm gebührt Dank.

Wir feiern jetzt Eucharistie, die Danksagung. In der Mitte dieser Feier steht die Hingabe: Das ist mein Leib, der für euch hingege-

ben wird - das ist mein (kostbares) Blut, das für euch vergossen wird. Weil Gott, der seinen Sohn hingegeben hat, uns „alles“ schenkt, danken wir, aber nicht schlappherzig, indem wir, Rosinenpflückern gleich, für das eine danken, für das andere aber nicht. Vielmehr beginnen wir die Präfation mit den Worten „In Wahrheit ist es würdig und recht, dir, Herr, heiliger Vater ... immer und überall zu danken“. Und dann folgt die Begründung: wegen dessen, was du in Jesus Christus getan hast. Die Präfation schließt dann immer ungefähr mit folgenden Worten: Wir singen mit den Engeln und Erzengeln und den Scharen des himmlischen Heeres den Hochgesang von deiner göttlichen Herrlichkeit: Heilig, heilig, heilig. Unsere Liturgie stimmt also in die Anbetung der Engel ein. Feiern wir die Eucharistie so, dass wir kein Misston im Gesang der Engel sind, dass die Engel gern bei uns sind und wir sie nicht vertreiben.

Zeigt uns der Vater in der Wandlung seinen hingegebenen Sohn, so verweisen nach der Wandlung wir den Vater auf den Sohn, der auch unser Bruder ist, und bitten Gott: Schau hin auf die Gabe deiner Kirche. Sie stellt dir das Lamm vor Augen, das geopfert wurde. In Hinblick auf den Sohn möge der Vater seiner Kirche beistehen. Unsere Anbetung des Vaters wird noch dadurch verstärkt, weil sie mit und durch den Sohn geschenkt ist. Der Priester nimmt Christus in der Gestalt von Brot und Wein und spricht: „Durch ihn und mit ihm und in ihm wird dir Gott ... alle Herrlichkeit und Ehre.“ Und wie die vier Lebewesen im Himmel antwortet die ganze Gemeinde mit Amen. - So bricht in der Eucharistie die Ewigkeit in die Zeit ein und will sie erfassen und erheben.

Die eucharistische Anbetung

Die Eucharistie ist in ihrem Kern Anbetung und Einstimmen in die Anbetung des Himmels, sie ist Dank dafür, dass Gott uns grundsätzlich schon alles geschenkt hat. Doch verdichtet sich gleichsam

diese Anbetung in der Anbetung der eucharistischen Gestalten. Der hl. Augustin⁴ stellte die Frage, was man hier auf Erden anbeten könne, da man doch nur Gott anbeten dürfe, und kommt zu dem Schluss, auf Erden dürfe man nur Jesus Christus anbeten, „weil er Fleisch von der Erde ist und Fleisch vom Fleisch Mariens angenommen hat; und weil er hier im Fleisch wirklich gewandelt ist und dieses Fleisch uns zum Heil zum Essen gegeben hat. Niemand aber isst dieses Fleisch, ohne es vorher anzubeten. Gefunden ist also, wie angebetet werden soll ... Wenn wir anbeten, sündigen wir nicht nur nicht, sondern wir sündigen, wenn wir nicht anbeten.“

Im Gegensatz zu Harnack weiß Augustin, wo Anbetung hier auf Erden möglich ist, denn Augustin glaubte an die Gottheit des Sohnes, an seine Menschwerdung und seine wirkliche Gegenwart in den Gestalten von Brot und Wein. Bei Harnack fehlt der konkrete Zielpunkt der Anbetung, den Augustin kennt.

In der eucharistischen Anbetung außerhalb der heiligen Messe setzen sich Lobpreis, Verehrung und Dank der Eucharistiefeyer fort. Fehlt diese Anbetung „vor ausgesetztem Allerheiligsten“, besteht die Gefahr, dass die Eucharistiefeyer selbst zu einem liturgischen Getue verflacht. Dieser Gefahr scheinen viele Christen von heute, die in ihrer Pfarrei keine oder nur sehr selten eine „Aussetzung“ erleben, erlegen zu sein. Manche begründen diese Zurückhaltung noch mit Schlagworten wie: Brot ist zum Essen da und nicht zum Anschauen und auch nicht zum Knien und Anbeten.

Das „Thema“ oder der Inhalt der Anbetung soll weniger die Gegenwart Christi als solche sein, sondern ein verehrendes Andenken und Hindenken an das in der Eucharistiefeyer Geschehene und an das, was seitdem als der hingegebene

schichte angeprangert. Der Mensch von heute neigt zur Kritik, auch an Gott wegen seiner Schöpfung, und zeigt große Sympathie für die Frage Theodor Adornos: Wie kann man nach Auschwitz noch beten?⁶ Wer aber nur partiell oder temporär anbetet - gleichsam für die

Tagseiten und keineswegs für die Nachtseiten -, betet letztlich gar nicht an. Die Haltung grundsätzlicher Bejahung schließt immer alles ein.

Dabei übersieht der Anbetende keineswegs das Kreuz und das Dunkle in der Welt. Doch weiß er im Glauben, dass vom „Löwen aus dem Stamm Juda“ ein für allemal der Sieg errungen wurde. Auch Paulus spricht im Anschluss an Röm 8,32 von Verfolgung, Hunger und Schwert, doch trägt ihn die Zuversicht, dass wir „Sieger bleiben durch den, der uns liebte, ... und uns nichts trennen wird von der Liebe, die Gott uns in Jesus Christus gezeigt hat.“

Wer echt bejaht, dankt, lobt und anbetet, bejaht grundsätzlich heute schon das Morgen, obwohl er es nicht kennt. Er dankt „immer und überall“, weil Gott schon „alles“ geschenkt hat.

Wer so anbetet, ist ein froher Mensch, selbst wenn er nicht immer Licht sieht. Dem Glauben entspringt Freude. □



Jan Pollak, *Der Gnadenstuhl* 1491, Schloß Blütenburg, München

ne Herrenleib gegenwärtig ist. H. Urs von Balthasar⁵ versteht so die eucharistische Anbetung als Kontemplation des Großen, was der Herr in der Eucharistie getan hat.

Anbetung als Quelle der Freude

Anbetung ist die Haltung der grundsätzlichen und uneingeschränkten Bejahung. Die Haltung wird heute oft als Blindheit gegenüber dem Dunklen und Negativen in der Ge-

¹ A. v. Harnack, Reden und Aufsätze II, Gießen 1904, 247-264.

² Tagebücher I 218 (II A 569).

³ En. in Psalmos 148, 8.

⁴ Vgl. En. in Psalmos 98,8: PL 37,1264.

⁵ H. Urs von Balthasar, Verehrung des Allerheiligsten: Klarstellungen. Zur Prüfung des Geistes, Freiburg 1971, 111-116.

⁶ Vgl. A. Ziegenaus, Auschwitz - Brennpunkt der Theodizee: ders., Verantworteter Glaube I, Buttenwiesen 1999, 51-64.

Von der Freude, katholisch zu sein

Teil I

Von Christa Meves

„Wohin gehen wir? Immer nach Hause“, hat Novalis gesagt. Ich bin vor vierzehn Jahren zu Hause angekommen, und das Glück darüber wacht jeden Morgen neu mit mir auf. Es ist allem Glückserleben, das ich in meinem Leben reichlich erfahren durfte, über. Es ist ein Gehaltensein und bedeutet für mich eine nicht mehr verwundbare Geborgenheit. Das ist Anlass zu großer Dankbarkeit für mich.

Zu meiner Firmung im Juli 1987 schenkte mir meine Heimatgemeinde einen Ableger des 1000jährigen Rosenstocks vom Domhof unseres Bischofsitzes zu Hildesheim, und mit diesem Geschenk in all seiner Symbolträchtigkeit brandete briefkorbfüllend öffentliche und vielfältig persönlich artikulierte Freude, aber oft auch Bedenken darüber bei mir an, ob meine so späte Einwurzelung in die katholische Kirche wohl überhaupt noch möglich sei.

Die geglückte Einwurzelung in die katholische Kirche

Es war ein heißer Hochsommertag, als wir die kostbare Pflanze sorgsam in unseren Garten trugen - und selbst mein gärtnerisch versierter Ehemann hielt dies Umpflanzen mitten im Sommer für ein bedenkliches Unternehmen mit ungewisser Prognose. Und da musste in der Tat täglich gekämpft werden: gegen Dürre und Hitze und gegen die Konkurrenz mit einer eifersüchtigen Clematis. Im ersten Winter war Umhüllung gegen Frost und



Der hier abgedruckte Artikel ist das mit großem Beifall bedachte Referat von Christa Meves auf dem Kongress „Freude am Glauben“ vom 8. Juni 2001 in Fulda. Die Verfasserin ist Psychotherapeutin, über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannte Buchautorin und Mitherausgeberin des „Rheinischen Merkur“.

Schnee nötig, und im darauffolgenden Frühling musste Ungeziefer abgewehrt werden. Düngung wurde wichtig. Doch dann begann sich der Rosenstock prachtvoll zu entfalten, er erblühte zum zweiten Firmgeburtstag zu hellrosa Blütenpracht und überschüttet uns seitdem Jahr für Jahr mit einer Fülle rotglänzender Hagebutten-Früchte. Die Rose - wir haben sie „Sancta Ecclesia“ getauft - hat allen Unkenrufen zum Trotz in unserem Garten Wurzeln geschlagen, genauso wie die hl. Kirche in dem Garten meiner Seele und meines Geistes.

Wie kommt es zu so viel blütenreicher Freude am Katholisch-Sein? Den meisten Menschen, denen meine Konversion bekannt wurde, ist das befremdlich. Der Zeitgeist hat für Katholisch-Sein Ausdrücke wie „veraltet“, „erstarrt“, „erzkonservativ“, „fundamentalistisch“, „formalistisch“, „prunksüchtig“, „autoritär“ und „krankmachend“ parat - in den elektronischen Medien ohnehin in oft diffamierendem Ton - aber manchmal sogar mitgeheult von Insidern in selbstbeachtender Nabelschau.

Wie kann eine Psychologin, eine Publizistin, die doch auf öffentliches Ansehen geradezu angewie-

sen ist, sich durch einen solchen Schritt derart ins eigene Fleisch schneiden und sich zu einer so wenig angesehenen Institution, wie die katholische Kirche zur Zeit nun einmal wieder in Deutschland dargestellt wird, öffentlich bekennen? Das war nicht nur ein Tenor in dem schier endlosen

Briefstrom, das war auch die Konsequenz für manche Reaktionen: So eine Verrücktheit kann nur mit Ausgrenzung bestraft werden.

Dies vorher bedacht und dennoch getan, genoss ich es, in Parallele zur Geschichte vom verlorenen Sohn glücklich beim Vater in der neu gewonnenen Heimat sein zu dürfen. Und das lässt sich sogar rational begründen und soll im folgenden versucht werden.

Zunächst: Wo viel Dunkelheit war, wird das Licht besonders dankbar empfangen, wo viel Kälte zusammenzog, ist Wärme genussreich. Wo unruhige Sorge bedrängte, wird Entlastung besonders intensiv als Erleichterung erlebt. Vom Ende der 60er Jahre an stand ich zunehmend in einer solchen Bedrängnis: Ich hatte durch meine praktische Arbeit als Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapeutin und durch meine Zusammenarbeit mit Verhaltensforschern nämlich eine Entdeckung gemacht: Seelische Gesundheit im Erwachsenenalter ist (u.a.) in einem hohen Maße davon abhängig, ob den Kindern in hinreichender und gekonnter Weise ihre lebensnotwendigen Grundbedürfnisse erfüllt werden. Sie sind an (unzureichend bekannte) Urgesetze gebun-

den, die durch einen wissenden Liebesinsatz der Eltern, besonders aber der Mutter, geleistet werden müssen.

Reifes Menschsein setzt geistliche Orientierung voraus.

Ohne diese Liebe wird der Mensch häufig später im Erwachsenenalter weder liebes- noch arbeitsfähig. Je unzureichender oder falsch die Pflege und Erziehung des Kindes gehandhabt wird, um so gefährdeter wird der Mensch-, hinter dem Potential seiner in ihm angelegten Möglichkeiten zurückbleiben oder gar ganz verkümmern, und das heißt, süchtig, kriminell oder depressiv zu werden. Zu der am Anfang noch sehr urtümlichen Liebe muss für das Kind im Laufe seines Werdeganges geistliche Orientierung und Erziehung hinzukommen, damit es im Erwachsenenalter reifes Menschsein entfalten und mit seinen Pfunden wuchern kann.

Je mehr die Forschung fortschritt, um so mehr bestätigt sich heute: Der Mensch ist an seinem Lebensanfang eine kostbare, enorm verletzte Pflanze. Es bedarf der größten Sorgfalt – schon in der Schwangerschaft, während der Geburt und der Säuglingszeit –, um die Entstehung von Lebensangst und Mutlosigkeit zu verhindern und um darauf eine Erziehung zu überpersönlicher Verantwortung aufbauen zu können.

Diese Erkenntnis als Frucht der Beschäftigung mit seelisch beschädigten Jugendlichen und Kindern – so mein Resümé – stimmt mit der Grundaussage des Christentums überein, ja, ich empfand meine Lehre in zunehmendem Maße als eine Konkretion der christlichen Offenbarung für eine Zeit, die in einem immer künstlicher werdenden Leben die notwendigen

Eingebundenheiten der Eltern, besonders der Mütter, nicht mehr für nötig erachtete und die Unaufgebbarkeit ihres Wertes aus den Augen verloren hatte. Ein bewusst christlicher Vorrang im Erziehungs-, Ehe- und Familienstil schien mir die zwingende Konsequenz der Erfahrung zu sein, dass unzureichend betreute Kinder – weil kaum reparierbar beschädigt – oft lebenslänglich leidende und auch die wirtschaftliche Gedeihlichkeit mindern- de Erwachsene werden...

Die Gefahren der sexuellen Revolution

Ich erkannte hier eine bedrohliche Gefahr für alle Industrienationen, die ihren Lebensstil im Sinne einer leichtfertigen Kinderfeindlichkeit und einer Vernachlässigung des Wertes der Familie veränderten. Meine daraus resultierende Öffentlichkeitsarbeit ging aus dem bedrängten Verantwortungsgefühl als Konsequenz meiner Erkenntnisse hervor. In jüngster Zeit ist meine Sorge durch die amerikanische Hirnforschung voll bestätigt worden, woraus sich eine geradezu revolutionäre Reform in den USA entwickelt hat. Jüngst bestätigte der US-Neurologe Stanley Greenspan als Resümé der Hirnforschung: Eine bergende Familien- erziehung sei das maßgeschneiderte Konzept für eine optimale Entfaltung des Menschen.

Am Beginn der 70er Jahre gab es noch Menschen, gab es viele

kirchliche Institutionen auch, die meine Schlussfolgerungen hören wollten. Aber dann entstand – angeführt von der sog. Frankfurter-Schule – ein zunehmend marxistischer und gleichzeitig liberalistischer Trend in Westeuropa, der sich familienfeindlich – weil in der Kindererziehung sozialistisch-kollektivistisch – und auf die Ehen zerstörerisch auswirkte. Es entstand gewissermaßen eine Mischung zwischen einer auf Biegen und Brechen durchgesetzten Gleichheitsideologie und einer vergötzten Liberalisierung der Sexualität, was die schädlichsten und Kräfte mindern- den Folgen haben musste. Man konnte voraussagen, dass sowohl die Diebstahls-, Raub- und Gewaltkriminalität wie die Sexualdelikte bis zum Ende dieses Jahrhunderts geradezu boomen würden.

Ich kam mir in dieser Zeit oft vor wie die Alte in der friesischen Fabel, die entsetzt das Unwetter heraufziehen sieht, während das Volk auf dem Eis unbekümmert tanzt, so dass ihr nichts anderes übrig bleibt, als die eigene Hütte anzuzünden, um wenigstens die Aufmerksamen vom Eis herunterzuholen, um sie vor dem Versinken im Meer zu bewahren. Wer begriff, was mein Warnen meinte? Da es sich um ein Existenzproblem handelt, ging und geht es schließlich alle an, jedes Elternpaar persönlich, die Politiker, Mediziner, Psychologen, Ökonomen, Pädagogen, vor allem aber auch die Theologen und ihre Kirchen, denen ich gewissermaßen zuarbeitete. Viele Pastoren, viele

Die Kongressteilnehmer beim Gottesdienst während Kongresses „Freude am Glauben“





Den freiwilligen Helfern, die für einen angenehmen Aufenthalt der Teilnehmer und einen reibungslosen Ablauf gesorgt haben, gilt unser Dank.

Pfarrer waren auch durchaus hellhörig. Aber der Trend der 70er und 80er Jahre in die familienfeindliche Richtung hinein war allzu mächtig. Jetzt wurden die Jugendlichen gegen ihre Eltern oft geradezu aufgehetzt, gegen die Familie, oft auch gegen Kirche, was seelische Verwahrlosung bis hin zum Terrorismus zur Folge hatte. In einem niedersächsischen Schulbuch, vom Kultusministerium abgesegnet, ließ sich z.B. vernehmen: „Wenn die Eltern um die Ecke glotzen, müsst ihr ihnen in die Fresse rotzen.“

Heute, nach dem Zusammenbruch der kommunistischen Diktaturen, läßt sich erkennen, dass diese zersetzenden Prozesse als ein direkter „kalter Krieg“ gegen den christlich-abendländischen Geist geführt wurde. In Westdeutschland – so weiß die Gauck-Behörde neuerdings – gab es 20.-30.000 Menschen, die sich als freie Mitarbeiter an die Stasi verkauften und vom Westen aus kommunistische Unterwanderung betrieben.

Die ehrwürdigsten Bastionen: Ehe auf Lebenszeit, Keuschheit vor der Ehe, eindeutige Abweisung der Abtreibungszulassung, Bewahrung der Kinder vor negativen, gewaltfördernden Einflüssen und vor sexuellem Missbrauch wurden hier widerstandslos geschleift. Alles war in gleicher Weise plötzlich „normal“. Man schwor auf den „Markt der Möglichkeiten“: „Kinder, probiert alles aus.“ Das war und ist die Devise. Selbst der Religionsunterricht wurde unter dieser Devise zu einer Art Selbstbedienungsladen.

Anders der Vatikan. In dem Ausmaß, wie die Verheerungen sichtbar wurden, wurden dort die alt ehrwürdigen Festungswälle verstärkt, ja, es wurden vom Papst in aufmerksamer Beobachtung der Trends Gegenakzente gegen die Zerstörung gesetzt. Mit Nachdruck wurde zum Beispiel die Notwendigkeit von Familie, der Wert und die Wichtigkeit des Einsatzes der Mutter, die Fragwürdigkeit entfesselter Sexualität und die Bewahrung der Menschenwürde durch die Betonung der Unverfügbarkeit des Menschen auch über das ungeborene Kind in den Mittelpunkt vieler Verlautbarungen gestellt und unbeeinträchtigt durch das jeweils laute Aufheulen der im Trend schwimmenden und ihn aufheizenden papstfeindlichen elektronischen Medien durchgehalten.

Der Vatikan erwies sich als unangefochten - und ließ sich auch durch die schleichende Infiltration des unchristlichen Geistes in die Kirche hinein nicht im mindesten beeindrucken. Der Vatikan stand hellstichtig auf dem Posten - eine Gegebenheit, die durch das Pontifikat des polnischen Papstes noch nachdrücklich verstärkt wurde.

Es war für mich eine wesentliche Erkenntnis, dass die katholische Kirchenleitung unerschüttert bei ihrem Glauben blieb.

Das Gewicht der Anbetung

Meine Zuneigung wuchs weiter dadurch, dass ich - auf diese Weise hellhörig geworden - als ein scheuer Zaungast bei den katholischen

Veranstaltungen, zu denen man mich vielfältig rief, an den hl. Messen teilnahm. Da kam etwas auf mich zu, das mich unbewusst bereits beim Mitsingen der großen klassischen Messen von Mozart, Schubert bis Bach ergriffen hatte: die Mächtigkeit der hier heilig bewahrten Anbetung. Es wuchs meine Sehnsucht nach rein erhaltener Andacht durch eine Gemeinde, die angesichts der Gegenwart des Herrn gläubig-ehrfürchtig in die Knie sinkt: So sollte angebetet werden! Aber erst viel später wurde mir klar: Ich war erfasst worden von der Realpräsenz des Herrn.

Ich begann zu begreifen, dass das uns durch Christus inkarnierte Himmelslicht, die Liebe, ein unsere Natur und unsere Realität überschreitendes Phänomen ist, eine Gabe, die empfangen sein will und die inkarniert und realisiert die Naturgesetze zu durchbrechen in der Lage ist!

Da tönt es dann durch unsere Medien, wie kürzlich Frau Ute Ranke-Heinemann mit einer Frage an den Sex-Apostel Oswald Kolle: „Na, glauben Sie etwa, dass Maria eine Jungfrau war, als sie schwanger wurde?“

Und desgleichen tönen in Deutschland sogar schon etliche Religionslehrer ihr nach: „Heute, wo jeder sexuell aufgeklärt ist, kann das – hahaha! – doch niemand mehr glauben!“

Aber dann schließt sich sehr schnell an: dass man auch an die Auferstehung des Herrn nicht mehr glauben mag, und nicht daran, dass er drei Tote wieder zum Leben erweckte und einen von Geburt an Blinden zum Sehen brachte...

Die kecken Aufklärer merken dabei nicht, dass sie die Hauptbotschaft des Evangeliums an uns damit außer Kraft setzen: die Tatsache, dass der Herr eben genau dieses in seiner allumfassenden Macht tun kann und für die Gläubigen auch jederzeit neu vollzieht: die Naturgesetze durch Wunder zu überschreiten.

Übernatürliches erleben wir eben auch in der Eucharistie. Sie bedeutet die mystische Verwand-

lung von Wein und Oblate in Blut und Leib Christi. Und das schien mir nun die angemessene Form des Empfangs der Gnadengabe von Gottes liebevoller Gegenwart für uns Menschen zu sein. Es erschütterte mich, dass die Wundermacht unseres Herrn und Gottes in jeder heiligen Messe neu gegenwärtig ist, eine Kraft, die wir so dringend brauchen; denn ohne sie ist im harten Alltag das Gutsein, die Liebe nur auf dem Boden des eigenen kleinen menschlichen Willens gar nicht durchhaltbar.

Die Eucharistie als Quelle der Kraft

Mir wurde besonders am Erleben der vielen seelisch schwer beeinträchtigten Menschen in der Praxis deutlich, wie wenig wir unser Leben aus eigener Kraft bewältigen können. „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“ - das möchten zwar viele Menschen gern sein; aber langfristig bringen wir das nicht zustande, zumal, wenn wir von Not, Leid und Krankheit getroffen werden. Wir sind der Quelle bedürftig, die uns mit immer neuer Kraft beschenkt. Und die gibt es schließlich im Christentum, ganz besonders in der heiligen Kommunion! Hier fließt jenes Lebenswasser, von dem Christus zu der samaritanischen Frau gesagt hat, dass es den seelisch-geistigen Durst wirklich löscht. Und das geschieht dadurch, dass wir uns um diesen ewigen Brunnen scharen. Es geschieht dadurch, dass wir begreifen: selbst Not und Tod können uns nichts anhaben, wenn wir nur in der Nähe unseres Erlösers, unseres Retters bleiben. Mit der Wunderkraft des Liebens schon hier im irdischen Leben und darüber hinaus mit ewigem Leben beschenkt zu sein - das löst in mir immer neu Freude aus, so dass es für mich ein großes Glück ist, dass ich mitsingen, dass ich in tiefer Dankbarkeit in der Messe in das „Laudamus te, adoramus te“ einstimmen darf.

Als ich erst einmal begriffen hatte, was hl. Messe bedeutet, bekam ich bald auch Zugang zu anderen Bereichen der katholischen Kirche, die mir vorher fern gewesen waren. Die hohe Bedeutung der Gottesmutter zum Beispiel als ein verbindendes

Glied zwischen den Menschen und der göttlichen Dreifaltigkeit wurde mir klar. Was braucht denn unsere entmutterte Zeit mehr als das Glaubens-Vorbild dieser Mutter aller Mütter? Wie wenig können gerade wir zur Emanzipation befreiten Frauen des 20. Jahrhunderts sie entbehren! Was für ein Verlust ist es, Maria als Gesprächspartnerin preiszugeben! Kann uns nicht gerade bei so mancher Not der Schutzmantel Mariens, das Hinschauen auf sie, darauf, wie sie ihr Schicksal trug, wie sie sich vollständig hinter der göttlichen Sendung ihres erwachsenen Sohnes zurückstellte, mehr Trost, Orientierung und Hilfe vermitteln?

Durch Maria erneuerter Zugang zum Frausein

Ich bin sehr froh, nun eine katholische Mutter und Großmutter sein zu dürfen, ja überhaupt eine katholische Frau, so dass ich mich nicht mehr länger dem Anspruch des verlogenen Zeitgeistes aussetzen muss, dasselbe sein zu sollen wie ein Mann!

Katholizität beschenkt uns Frauen durch Christus mit gleichberechtigter, gleichwertiger Menschenwürde; aber sie respektiert selbstverständlich die geschöpfliche Andersartigkeit der Frau, was

wissenschaftlicher Geschlechterpsychologie entspricht.

Ja, Katholizität billigt deshalb der Frau am exemplarischen Beispiel Mariens einen besonderen, einen anderen Auftrag zu als dem Mann: die Voranlaufende zu sein im Bereich hingebungsvoller Liebe und vertrauensvollem Glauben. Die Liebe eben ist im Christentum der höchste göttliche Wert. Für die gefühlsoffene, liebevolle Frau hat die katholische Kirche durch Maria sogar ein ganz besonderes Gespür. Auf dem Sektor des Führens und Aus-Spendens des Heils legt die katholische Kirche uns Frauen freilich Grenzen auf, weil sie unseren Begabungen nicht gemäß sind. Warum sollen wir uns denn aber auch mit Maria als Vorbild - von der Benachteiligungsideologie aufgehetzt - in einen Machtkampf mit den Priestern einlassen? Jeder von uns hat seine besondere Berufung vor Gott - aber die des Priesters haben wir Frauen ganz offensichtlich nicht! Wie würden wir uns empören, wenn sich z.B. bei unserem Beruf als Mutter das Jugendamt oder sonst wer eindringen und fortgesetzt mitreden wollte? Und wie sehr können wir uns mit uns gemäßen Aufgaben zufriedengeben, wenn wir uns an die Haltung Mariens im Heilsgeschehen anlehnen. Sie tritt kaum hervor und erhält doch den allerhöchsten Rang im Heilsgeschehen.

Großherzige Spende

Dass der Glaube mit Werken der Nächstenliebe verbunden ist, zeigte sich in der Kollekte für die Stiftung „Mutter und Kind“, die von Erzbischof Dr. Johannes Dyba ins Leben gerufen wurde. Die Sammlung brachte den stattlichen Betrag von 6.100 DM

Während des Kongresses überreichte Bernhard Pund 4000 Unterschriften zum Schutz der Ungeborenen Kinder. Zu dieser Unterschriftensammlung hatte sich eine christliche Initiative gebildet. Johanna Gräfin von Westphalen (CDL) nimmt diese Unterschriften entgegen.



Die Hilfe der Gottesmutter erfahren

Wie unterstützt und ummältelt von Maria kann sich deshalb gerade heute eine echt gläubige Katholikin fühlen! Schwere Entscheidungen, z.B. wie die, ein (in unpassenden Situationen gezeugtes) Kind auszutragen oder leidvolles Mutter-schicksal anzunehmen und durchzutragen - wieviel eher kann das gelingen im Hinaufblicken auf das große unsterbliche „Fiat“ und das „Piëta-Schicksal“ der Heiligen. Wie sehr ist es mit dieser Sichtweise vorstellbar, dass Maria bei unserem Gott, bei Christus besonderes Erbarmen für leidvoll Geschundene zu erlehen vermag? Und wie stimmig erscheint es bei solchen Überlegungen, dass die katholische Kirche der Gottesmutter Maria unter den Heiligen die am meisten hervorgehobene Stellung einräumt - war dieser ihr makelloser Gottesgehorsam angesichts der schockierenden Ankündigung des Engels doch die entscheidende Voraussetzung zur Geburt von Jesus Christus und damit auch die Voraussetzung zur Erlösung des sündigen Menschengeschlechts durch seinen Kreuzestod und die Opferung seines Blutes.

„Unzählige Male habe ich in diesen Jahren den Aufruf zur Neuangelisierung wiederholt. Ich bekräftige ihn jetzt noch einmal, vor allem um darauf hinzuweisen, dass es unbedingt nötig ist, in uns wieder den Schwung des Anfangs dadurch zu entzünden, dass wir uns von dem glühenden Eifer der apostolischen Verkündigung, die auf Pfingsten folgte, mitreißen lassen.“

Qu: Novo M., Ziff. 40, S. 37

Dieses „Ja“ Mariens am Anfang in Nazareth und bis nach Golgotha dann war schließlich die freie Entscheidung eines Menschen für Gott - trotz schwerster Bedrängnis! Diese Entscheidung Mariens bedeutet deshalb gleichzeitig höchste Verwirklichung einer von Gott für seine Geschöpfe ersehnten Hal-

tung, so dass ihr nicht nur Verehrung zusteht, sondern etwas anderes als Himmels-Königin-Existenz gewiss für sie unangemessen wäre.

Abgesehen davon ist für gläubige katholische Mütter gerade dieses Dogma besonders herzwärmend. Ich wende mich besonders gern an Maria (nicht um sie anzubeten, sondern um sie um Fürsprache bei ihrem Sohn Christus zu bitten), wenn kleine mütterliche oder großmütterliche Sorgen anstehen: mit der Bitte, dass ein Fieber vorübergeht, ein Kinderohr nicht mehr schmerzt, eine Wunde heilt. Ich nehme nämlich mit aller Freiheit eines Christenmenschen an, dass unsere heilige Mutter hier einige Vollmachten hat - ganz im Sinne des großen Gretchengebets im Faust-Drama Goethes: „Ach, neige du Schmerzensreiche, dein Antlitz gnädig meiner Not!“

Ich habe einmal - bedrängt von der erschütternden Nachricht, dass eine junge, uns nahestehende Witwe, die für ihre vier kleinen Kinder noch dringlichst gebraucht wurde - an einem Lungenkrebs erkrankt war, alle meine kleinen Enkel zusammengeholt und habe sie in unserer Kirche vor der Marienstatue (nachdem sie ein Licht gespendet hatten) die Patschhände falten und für das Leben dieser Mutter beten lassen - natürlich auch mit dem unaufgebbaren Nachsatz: „Aber nicht unser, dein Wille geschehe, heiliger Herr!“ - Die Witwe hat die Operation überstanden und ist heute - nach mehreren Jahren ohne Metastasen - gesund!

Das ist Kunst der Ärzte - aber warum nicht auch die fürbittende Wirkmöglichkeit der Mutter aller Mütter bei ihrem göttlichen wundermächtigen Sohn? Ich habe jedenfalls mittlerweile eine ganze Reihe direkter Wunder und echte Gebetserhörungen erlebt, vor allem, seit ich begonnen habe, allabendlich nach der Praxis für meine Patienten einzeln zu beten. Wie froh macht das - zu erfahren, dass der Glaube wirklich Berge versetzen kann und dass unser Herr wirklich der allmächtige Herr über Leben und Tod ist! *Fortsetzung folgt*

Die katholische Sexualmoral, die Geschlechtsverkehr nur in einer gültig geschlossenen Ehe zulässt, ist eines der am meisten angegriffenen Kapitel des Lehramtes. In diesem Punkt begegnet man Katholiken und Christen überhaupt in der heutigen Welt mit Unverständnis. Für sogenannte „modern“ denkende Menschen, die mit BRAVO, Talkshows wie Arabella und Hans Meiser, Schulsexualaufklärung, Diskothek und Love Parade aufgewachsen sind, ist das Keuschheitsgebot ein Relikt aus dem Mittelalter. Doch sind Abtreibung, Ehescheidung, Aids, Vergewaltigung, Kindesmissbrauch und Ähnliches rein zufällige Tatsachen unserer Tage? Oder besteht ein Zusammenhang zwischen ihnen wie zwischen Symptomen ein und derselben Krankheit?

In unserer Gesellschaft ist Grundsätzliches aus der Ordnung geraten und krank geworden: Die Grundlage des menschlichen Lebens, die Liebe. Was heute unter diesem Wort verstanden wird, ist deren Zerrbild oder sogar Umkehrung. Wahrer Liebe geht es um den anderen - sie ist aufrichtig und treu. Eine lautstarke Propaganda setzt sich jedoch gegen sie ein, nutzt geschickt die Schwäche des jungen Menschen aus und bringt es so fertig, öffentliche Meinung zu beeinflussen. Sie macht denjenigen, die sich nicht dem Zeitgeist anpassen wollen, das Leben schwer. Eltern mit Kindern im Schulalter haben Probleme mit Lehrern und Schulleitung, wenn sie ihren Kindern die Schulsexualerziehung, die mittlerweile schon im Kindergarten erteilt wird, ersparen wollen. Jugendliche, die sich nicht der Sexwelle anschließen, werden von ihren Altersgenossen ausgeschlossen. Die sogenannte sexuelle Befreiung zeigt jetzt immer mehr ihr wahres Gesicht: das einer Tyrannei, die denjenigen, der ihr folgt, leer und orientierungslos zurücklässt - zahlreiche Beispiele könnte ich hier anführen. Eine Sexualität ohne Gottes Gebot wird zum Zwang und führt zur eigenen Versklavung. Wer dies erkennt und nicht mitmacht, wird als Sektenanhänger, religiöser Fanatiker und dergleichen verunglimpft. So haben wir heute die Situation, dass gerade das Laster der sexuellen

Wahre Liebe wartet

„Verherrlicht Gott in eurem Leib“

Von Mathias von Gersdorff



Der nachstehende Text ist das einleitende Statement zu dem mutigen und vielbeachteten Forum „Wahre Liebe wartet“ beim Kongress Freude am Glauben“ in Fulda. Mathias von Gersdorff wurde 1964 in Santiago de Chile geboren. Seit 1994 leitet er die Aktion „Kinder in Gefahr“ gegen Pornographie, Gewaltverherrlichung und Blasphemie in den Medien.

Freizügigkeit in allen Bereichen zu einem Dogma erhoben wurde.

Die katholische Sexualmoral zeigt jedoch den Weg zu einer glücklichen Sexualität, wo der Geschlechtsakt für menschliche Fortpflanzung offen ist und gezeugte Kinder im geeigneten sozialen Umfeld, also der Ehe bzw. der christlichen Familie aufwachsen. Daraus ergibt sich das Gebot des Abschlusses einer gültigen Ehe für den moralisch legitimierte Geschlechtsakt.

Dies ist der institutionelle Rahmen und die Grundlage für das Gelingen einer glücklichen Partnerschaft. Ich möchte hier aber einen anderen Grund vertiefen, der – so meine ich – insbesondere für Jugendliche und junge Erwachsene, die sich in einem feindlichen sozialen Umfeld für die Nachfolge Christi entschieden haben, von Interesse ist.

Der heilige Apostel Paulus sah die Übung der Keuschheit als eine Konsequenz unserer Eingliederung in den mystischen Leib Christi. Dies schreibt er in seinem ersten Brief an die Korinther: „Denn wie der Leib eine Einheit ist, doch viele Glieder hat, alle Glieder des Leibes aber, obgleich es viele sind, einen einzigen Leib bilden: So ist es auch mit Christus“ (1 Kor 12,12). Durch die Taufe wurden wir in mystischer Weise Christus eingegliedert. Unser Leben findet durch die Taufe innerhalb dieses mystischen Leibes statt, auch wenn wir weiterhin Sünder bleiben. So gesehen ist ein christliches Leben, das die Perfektion anstrebt, ein Le-

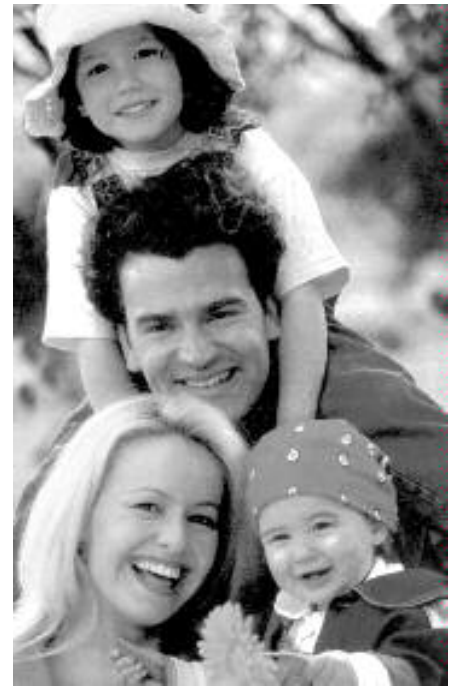
ben hin zu einer immer vollkommeneren Verbindung mit eben diesem Leib, so dass unser Leben von Christus her motiviert und geleitet wird mit Dem wir mystisch verbunden sind und der immerwährend mit seiner Gnade versucht, uns mit sich vollkommener zu vereinigen.

Dies betrifft nicht nur unsere Seele, sondern auch unseren Körper, der durch die Taufe ein Tempel des Hl. Geistes geworden ist. In der Taufe übergeben wir uns Gott mit Leib und Seele, so dass wir unseren Körper nicht mehr dem Gesetz des Fleisches, sondern dem Gesetz des Geistes unterordnen müssen. Paulus schreibt: „Ihr gehört nicht euch selbst; denn um einen teuren Preis seid ihr erkaufte worden. Verherrlicht also Gott in eurem Leib!“ (1 Kor 19,20).

„Der Glaube ist die freie, unter dem Einfluss der göttlichen Gnade geleistete Zustimmung zu der von Gott gegebenen Offenbarung“ (Albert Lang, Fundamentaltheologe, München 1962): Wenn ein Mensch den Glauben annimmt, leistet er einen Willensakt, durch den er sich Christus als ganzer Mensch – mit Leib und Seele – Christus hingibt, auch wenn die Vollkommenheit dieser Hingabe möglicherweise erst nach einem mehr oder weniger langen Prozess erreicht wird. Dieser Christ möchte nach dem Willen Gottes leben.

Für den Körper geschieht dies durch die Übung der Tugend der Keuschheit, die die Anerkennung

der Tatsache der Eingliederung in Christus in bezug auf den Leib ist. Es existiert somit eine innere Verbindung zwischen der Tugend der Keuschheit und der Demut. Die Demut, die den menschlichen Geist dem göttlichen Willen übergibt, schafft die psychologischen Voraussetzungen, damit jemand überhaupt bereit ist, seinen Leib dem Gesetz Gottes zu unterwerfen. Die Keuschheit schafft wieder die Voraussetzun-



gen für die Durchlässigkeit und Aufnahmefähigkeit für Gott. Hieraus erklärt sich auch das große Unverständnis vieler junger Menschen für das, was ein Leben mit Gott betrifft. Doch bedenkt man die Früchte, die ein Leben mit Gott und eines ohne Gott hervorbringt – das eine mit Gott: Früchte der Freude, Zuversicht und Persönlichkeitsentfaltung; das ohne Gott schließlich Überdross, Orientierungslosigkeit und Entpersönlichung -, lohnt es sich, das eigene Leben derart zu gestalten, dass die Keuschheit überhaupt möglich wird: Freunde sorgfältig aussuchen; nur teilweise gewissen Freizeitbeschäftigungen wie Kino oder Fernsehen nachgehen; auf andere Aktivitäten verzichten wie den Besuch von Diskotheken und dergleichen. Vor allem aber gehört ein intensives und regelmäßiges Gebetsleben dazu, denn ohne dieses wird man nicht die notwendigen Gnaden erhalten können, die man für ein keusches Leben braucht – an erster Stelle stehen hier

der regelmäßige und andächtige Empfang der Sakramente. Kurz: Wir brauchen eine ständige, innige und wachsende Beziehung zu Christus, und dazu gehört auch, sich von Dingen zu trennen, die uns von Ihm trennen. Und glauben wir nicht, wir würden dadurch etwas verlieren, im Gegenteil: Wir gewinnen dadurch die Grundlage für ein glückliches Leben.

Wenn es aber gilt, dass jeder Mensch sein eigenes Leben in einer besonderen Weise gestalten muss, um keusch zu leben, so gilt das auch für eine Gruppe von Menschen oder eine ganze Gesellschaft. Bis vor wenigen Jahren, bevor die „Sexuelle Revolution“ ausbrach, galt noch, dass der Geschlechtsakt der Ehe vorbehalten ist. In diesem Bewusstsein akzeptierte die Gesellschaft nicht, dass die öffentlichen Räume mit Erotik übersät wurden, wie das heute der Fall ist, egal ob es sich um Fernsehen, Illustrierte oder Werbung handelt. Noch weniger wurden Zeitschriften wie BRAVO geduldet, die die Kinder zu einer hemmungslosen Sexualität hinführen, in der so gut wie nichts mehr verboten ist. Verglichen mit heute war die Übung der Keuschheit in vergangener Zeit einfach, weil die Menschen, die an Christus glaubten, eine Zivilisation schufen, die zur Keuschheit hinführte.

Für den Einzelnen ist die Übung der Keuschheit, auch wenn sie hart erkämpft werden muss, ein Grund zur Freude. Die Keuschheit ist nämlich ein sicheres Zeichen der Wirkung der göttlichen Gnade in uns. Weil wir wissen, dass wir ohne Gnade nicht keusch sein können, darum wissen wir auch, dass wir eben diese Gnaden empfangen, wenn wir keusch leben. Und wenn jemand das Unglück hatte, die Keuschheit zu verlieren, kann er im Beichtsakrament erneut die für die Keuschheit notwendigen Gnaden erhalten; denn, wesentlich mehr als wir selbst, möchte Christus, dass wir keusch leben, und er wird deshalb niemandem die notwendigen Gnaden verweigern.

Die christliche Sicht von Menschheit, Ehe und Familie führt zu Glück und Erfüllung für den Einzelnen wie die Familien – und zu einer umfassenden Erneuerung von Kultur und Gesellschaft. □

Freude am Glauben wecken

Schluß

Von Bogdan Piwowarczyk

Es wurde gesagt, dass der Papst Johannes XXIII. die Menschen seiner Zeit nicht mit eitler Rede bezauberte, sondern mit Güte im Sinne des Evangeliums. Es ist stets unsere christliche Berufung, Gott, der Liebe ist, ins Gespräch zu bringen. Deswegen wende ich mich in unserer aktuellen Situation gegen eine kirchliche Rückzugsmentalität sowie gegen übertriebene Ängste vor gesellschaftlichem Pluralismus. Vielmehr sollten wir als Christen unser Möglichstes tun, um „Freude am Glauben“ und am Christsein lebendig zu halten oder zu wecken. Ja, es gibt viele Christen heute, die wegkommen wollen von innerkirchlichen Grabenkämpfen, von den ewigen unfruchtbaren Strukturdebatten, die den anderen den Zugang zu den Quellen der wahren Freude am Glauben und zu den Gnadengaben der Kirche versperren. Ich wende mich gegen Resignation und Lamentieren und plädiere für eine gemeinschaftlich zusammenarbeitende „Kirche von innen“ statt von oben oder unten. Wenn jemand meint, Christ sein könne man auch ohne die Kirche,

befindet er sich auf dem Holzweg. Glauben heißt, mit Gott und in der Gemeinschaft der Kirche zu leben. Nur dort, wo Christen ihren Glauben menschlich überzeugend leben und miteinander Gemeinschaft bilden, wird die Kirche in der Zukunft verloren gegangenen Boden zurückgewinnen.

Gott ist tiefste Erfahrung menschlichen Wesens und tiefste Freude und Glück unseres Herzens. Gott ist klarste Antwort auf die Fragen unseres Daseins. Er ist herrlichste Schönheit und echte, bleibende Wahrheit. Gott ist die Liebe. Gott „will, dass wir sind“, dass wir ganz Mensch sind und dass wir selber Liebe werden, so wie er. Gott will uns zur Liebe machen. In der Erzählung „Die große Scheidung“ von C. S. Lewis heißt es: „Es gibt letzten Endes nur zwei Arten von Menschen: diejenigen, die zu Gott sagen: Dein Wille geschehe!, und diejenigen, zu denen Gott selbst am Ende sagen muss. Dein Wille geschehe!“ – Dies ist in der Tat das schrecklichste Bild ewigen Verderbens, das man sich ausmalen kann: die Vorstellung, dass

Auch von den Foren auf dem Kongress in Fulda ging Freude am Glauben aus. Hier das Forum „die Frau im dritten Jahrtausend“ mit Karin Struck, Johanna Gräfin von Westphalen, Ursula Zöller, Monika Brudlewski MdB, Christiana Habsburg. (von links)



wir für immer genau das bekämen, was sich unser Egoismus zeitlebens erträumt hat.

An Büchern über Religion und Glaube herrscht kein Mangel. Doch die Weitergabe des Glaubens braucht vor allem Menschen, die die Frohe Botschaft – das Evangelium Jesu Christi weitersagen und mit ihrem Leben dafür einstehen. Keiner glaubt für sich allein. Jeder ist auf das Glaubenszeugnis des anderen angewiesen. So will ich mit diesem Vortrag helfen, die Schönheit und die Wahrheit des christlichen Glaubens anzunehmen und aus ihm zu leben. Die aktuelle Situation in der Kirche und in der Welt sehe ich als Herausforderung und Chance. Wagen wir „Freude im Glauben“ zu wählen, um wirklich als Mensch und Christ zu leben, um gut und glücklich zu sein.

In jeder Zeit, in der Kirche und Christen angegriffen und oft lächerlich gemacht wurden, brauchten sie sich des Evangeliums nicht zu schämen. Sie konnten sich auf das Wort Jesu berufen: „Fürchte dich nicht, du kleine Herde!“ (Lk 12,32). Er versichert ihnen seinen Beistand: „Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt“ (Mt 28,20).

Unser christliches Zeugnis kann aber auf Unverständnis und sogar auf Widerstand stoßen. Die Ablehnung kann verschiedene Formen haben: Höfliches Abschieben und wütender Spott sind nur ein Beispiel für ein breites Verhaltensspektrum bereits im Evangelium. Der Jesus der Passion wird in einem solchen Zeugnis besonders gegenwärtig. Das Bekenntnis kann unter solchen Voraussetzungen auch zur Verdemütigung und Verhöhnung führen. Das habe ich als Mensch und überzeugter Priester, wie sicher viele meiner Mitbrüder, erlebt. Der Mut zu einem solchen Schwachsein aber gehört jedoch, wie Paulus lehrt, zur Kraft des Evangeliums. Das Wort des Glaubens steht – ob gelegen oder ungelegen – und gibt ein Versprechen, das vielleicht viel später und auf ganz andere Weise erst eingelöst wird. Unmittelbarer Erfolg ist keine Parole im Wörterbuch des Apostolats. Schließlich ist verheißen, dass der Jünger keinen besseren Platz haben



Die Freude im Himmel strahlt auch auf die Erde aus bei den Menschen guten Willens. Lauten spielender Engel, Vatikanische Pinakothek, Rom.

wird als der Meister. Damit wir unseren Glauben an die kommende Generation weitergeben können, brauchen wir also – wie bei den Christen in den ersten Jahrhunderten – Mut und persönliches Zeugnis. Heute zählen nicht Programme zur Veränderung der Welt, sondern die Menschen, die sie vertreten. Zum Zeugnis für Christus sind wir berufen. Glaubenszeugnis und Weltverantwortung gehören zu den wesentlichen Glaubensvollzügen kirchlichen Lebens. Wenn die Kirche die Botschaft Christi verkündet, vermittelt sie gleichzeitig die Liebe, mit der Gott die Menschen liebt und sie retten will. Die Kirche ist weiterhin herausgefordert, den Menschen nahe zu sein, ohne sich selbst das Kleid „neuester Mode“ anziehen zu müssen. Ihre Zukunft hängt nicht von Trends und Statistiken ab. Die christliche Botschaft kann nur dann ein

positives Echo finden, wenn man vor der Welt, auch und gerade jener von heute, nicht etwa warnt, sondern alles das, was an ihr zukunftsweisend ist, aufgreift und in das Christliche einbezieht. Die neue Weltoffenheit der Kirche kann nur gelingen, wenn Menschen sich als Freunde begegnen und wenn Gemeinschaften von Freunden entstehen, die alles, was ihnen im Leben begegnet, im Lichte Christi miteinander besprechen, ständig Erfahrungen darüber austauschen und diese Erfahrungen im Lichte Christi deuten. *Realistisch denkende Menschen erwarten gar nicht, dass „die Kirche“ ihnen immer das gibt, was sie sich wünschen und gern hören wollen, denn sie wissen, dass es um die „Kirche Christi“ in dieser Welt geht. Gefordert ist das, was Gläubige notwendig brauchen: Überzeugende Worte der Orientierung.*

Ich finde es sehr wesentlich, dass wir den *Weg zur Quelle* wieder besser kennen lernen sollten, um wirklich zu leben und um weltweit den Menschen helfen zu können. Dies bedeutet für Christen unserer Tage die Notwendigkeit, sich um einen erneuerten und vertieften Glauben zu bemühen. Wer sich mit Halbwahrheiten begnügt, die sehr oft tendenziös von den Medien unter das Volk gebracht werden und die sich bei so Manchen festsetzen, wer nicht hinterfragt und unkritisch wahrnimmt, der bleibt in den „Kinderschuhen“ des Glaubens stecken.

Mutter Teresa hatte nur eine Gebetsintention: *„Arbeite für Jesus, und Jesus wird mit dir arbeiten. Bete mit Jesus, und Jesus wird durch dich beten und wirken.“* Die Wirkkraft des Gebetes ist manchmal beachtenswert! Nur wenn wir beten und uns ständig durch den Geist Gottes führen lassen, werden wir gegen Müdigkeit, Enttäuschung und Resignation bestehen können und unsere Berufung verwirklichen. Das Gebet ist eine Quelle des Segens.

Wir Christen finden uns oft in der Lage der Emmaus-Jünger wieder. Als diese nach Emmaus gingen, fühlten sie sich auch verlassen und waren enttäuscht. Sie konnten nicht an eine Auferstehung Jesu glauben. Erst Jesus selbst musste ihnen die Augen und die Herzen öffnen. Dann erfuhren sie durch diese Begegnung, durch dieses Gespräch, die Nähe und Zuwendung Gottes so stark, dass sie ihre Erfahrungen nicht für sich behalten konnten. Sie mussten sie weitergeben. Auch uns müssen die Augen und Herzen geöffnet werden.

Mit dem Völkerapostel Paulus möchte ich all denen brüderlich sagen: *„Ihr sollt wissen, Brüder, dass ich mir schon oft vorgenommen habe, zu euch zu kommen, aber bis heute daran gehindert wurde; ... Griechen und Nichtgriechen, Gebildeten und Ungebildeten bin ich verpflichtet ... auch euch das Evangelium zu verkünden ...“* (Röm1,13-15). Diese Gedanken habe ich hier geäußert, nicht um irgend jemanden zu belehren, sondern um alle Christen zu ermutigen und dadurch neue Freude am Glauben zu wecken – Freude für unsere gemeinsame Mis-

sion in der Kirche und in der Welt zu wecken. Ich wünsche uns Christen, dass unsere Begeisterung für Jesus Christus, für die Frohe Botschaft und für unsere christliche Mission lebendig wird und dass wir immer den Mut haben, dies auch anderen zu bezeugen. Angst und Resignation helfen nicht weiter, es werden „*Hoffnungsträger*“ gebraucht. Nüchterne Bestandsaufnahme ist gefragt: die Welt in ihren Gegebenheiten sehen und sich als Mensch

„Gehen wir voll Hoffnung voran! Ein neues Jahrtausend liegt vor der Kirche wie ein weiter Ozean, auf den es hinauszufahren gilt. Dabei zählen wir auf die Hilfe Jesu Christi. Der Sohn Gottes, der aus Liebe zum Menschen vor zweitausend Jahren Mensch wurde, vollbringt auch heute sein Werk. Wir brauchen aufmerksame Augen, um es zu sehen, und vor allem ein großes Herz, um selber seine Werkzeuge zu werden...“

Am Beginn dieses neuen Jahrhunderts muss unser Schritt schneller werden, wenn wir erneut die Straßen der Welt zurücklegen. Es gibt so viele Straßen, auf denen jeder von uns und jede unserer Kirchen geht, aber jene, die zusammengebunden werden durch die eine Gemeinschaft, die Gemeinschaft, die sich täglich am Tisch des eucharistischen Brotes und des Wortes des Lebens nährt, kennen keine Distanz.“

Qu: Novo M., Ziff. 58, S. 53/54

einsetzen in Solidarität und Gerechtigkeit für die Belange der Mitmenschen, aber auch auf das Wort des Herrn hin als Christen in Glaube, Hoffnung und Liebe den Weg durch die Zeit gehen. *„Dann werdet ihr die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch befreien“* (Joh 8,32), denn echtes Menschsein beruht auf Wahrheit und Erkenntnis.

Trotz aller Konflikte innerhalb und außerhalb der Kirche soll unsere Mission, unsere Berufung, ganz im Vordergrund stehen. Und das alles sollte uns Priester – eigentlich alle Christen – ganz hoffnungsfroh stimmen. Un-

sere Zeit, in der mancher in seinem Glauben verunsichert wurde oder ihn nicht mehr richtig kennt, fordert zu verstärkten Anstrengungen in der Glaubensunterweisung heraus. Evangelium muss Lebensgeschichte mitten in unserem Leben, in der Kirche und in der Welt werden, Band der Gemeinschaft, Erfahrung unseres eigenen Lebens und Sterbens. Um dieses Leben weiterzugeben, müssen alle Wege genutzt werden, die uns zur Verfügung stehen.

Wenn wir als Christen den Glauben in unserer Gesellschaft lebendig machen wollen, wenn wir ihn zu den Mitmenschen bringen wollen, die ihm fern stehen oder sich ihm entfremdet haben, dann braucht es eine gemeinsame Aktion aller in der Kirche. Wir müssen alle die gemeinsame Verantwortung für den Glauben vertiefen und persönlich wahrnehmen. Dieses Ziel kann nur verwirklicht werden, wenn wir uns um Einheit, um *Communio* in unserem Glaubensleben bemühen, denn *Communio* ist wesentlich mehr als Gesellschaft oder Organisation. *Communio*, das ist Leben aus dem Glauben, aus dem Heiligen Geist. Sie ist Austausch in der göttlichen Liebe, Geborgenheit und Schutz durch die geistige und seelische Nähe der anderen, Ermutigung, auch das eigene und einmalige Charisma innerhalb der Gemeinschaft der Kirche einzubringen. *Communio* ist echtes Engagement der Einzelnen innerhalb des gemeinsamen Sendungsauftrags, ohne Preisgabe der eigenen Persönlichkeit. *Communio* ermöglicht vielfältige Berufungen zu einem gottgeweihten Leben. Je mehr wir das Geheimnis des Dreifaltigen Gottes überdenken, je mehr wir durch Gebet und Sakramente an dem dreifaltigen Leben Gottes teilnehmen, um so mehr drängt es uns, auch im weltlichen Alltag nach dieser *Communio* zu streben. Nur im engen, vertrauensvollen Miteinander aller kann sinnvolle Erneuerung wachsen. Die aktuelle Situation fordert uns Christen zu einem klaren Zeugnis der Werte des Evangeliums heraus und für die Zukunft zum glaubwürdigen, ökumenischen Dialog. Beim Hören des Evangeliums werden alle Getauften zur Einheit ermahnt. Das Gebet Jesu spricht dies deutlich aus:

„Damit alle eins seien“ (vgl. Joh. 17, 11 ff.). Es sei daran erinnert, dass Jesus Christus nur *eine* Kirche gegründet und nur *eine* Taufe eingesetzt hat, und dass jeder Getaufte der *einen* Kirche angehört. Es gibt inzwischen verschiedene Konfessionen aber nicht verschiedene Kirchen. Wie viel Leid haben Glaubensspaltungen über die Menschen gebracht. Es folgten Zwietracht, Vertreibung, Verfolgung und Krieg unter Menschen „einer Kirche“. Die wahre Einheit fordert eine Konversion der Herzen, im Sinne Jesu. Die Suche nach Wahrheit wird schließlich nur durch den Geist der Liebe zum Erfolg führen. Vorhandene Spaltungen wurden weitgehend dort überwunden, wo sich Beter zusammenschließen. Wir dürfen stets der Zusicherung des Herrn vertrauen, dass „dem, der bittet, auch gegeben wird“. Ohne Gebet wäre auch die ökumenische Arbeit ein oberflächlicher Versuch. Unterstützt durch das Gebet, müssen wir Christen mit Entschiedenheit nach einer Ökumene suchen, die in Treue zur Überlieferung der Apostel steht. Dies ist eine Einladung und Herausforderung, Wege der Gemeinschaft und Wieder- versöhnung zu suchen und zu finden, Wege entlang der Wahrheit, die Jesus Christus selbst ist. Einerseits geht es um den schwierigen theologischen Dialog, andererseits ist es bedeutsam, dass die Gläubigen sich näher kennen lernen, miteinander beten, damit so die Gemeinschaft wächst. Daraus ergibt sich im Miteinander ein Weg zur Einheit in Wahrheit und Liebe. Ich wünsche allen Christen eine echte, ökumenische Zusammenarbeit, die von gegenseitiger Achtung und dem Bemühen, auch Standpunkte des anderen zu verstehen, geprägt ist. Einheit lässt sich nicht allein mit menschlicher Intelligenz bewerkstelligen. Sie ist eine Gnade, eine Gabe und eine Aufgabe. Nicht Ideen, nicht Programme sind Patentlösungen für die Einheit, sondern gelebter Glaube und zuverlässige Liebe.

Für ein sinnvolles Leben, für eine lebendige Gemeinde und die Weitergabe des Glaubens ist das Zusammenwirken von Priestern und Laien, Männern und Frauen, unbedingt notwendig. Jedes Glied der Kirche hat auf Grund seiner Charismen per-

sönliche Aufgaben in der Kirche. In der Gemeinschaft der Kirche gilt es, den Menschen zu zeigen, wie viel Kraft und Dynamik der Glaube entwickeln kann. Als Christen sollten wir uns nicht vorwiegend mit innerkirchlichen Streitigkeiten beschäftigen, anstatt das Evangelium zu den heutigen Menschen zu bringen. Wir sollten dabei auch nie vergessen, dass Christen, ob Laien oder Priester, jung und alt, Diener sind, deren sich der Herr bedient, und dass zum christlichen Glaubensleben wesentlich die Weitergabe des Glaubens mit ur-biblischer Überzeugungskraft gehört. Wir sollten immer unsere christliche Identität zu bewahren und zu vermitteln suchen in einer Welt, wo eine Identitätskrise, eine Sinnlosigkeit das eigentliche Grundgefühl des heutigen Menschen markiert. Nur in der Gemeinschaft, im vertrauensvollen Miteinander aller, kann sinnvolle Erneuerung wachsen. Das erfordert, unser Gebetsleben noch mehr zu intensivieren und mit Hilfe unseres Herzens und unseres Verstandes zu begreifen, worum es bei dem „*Geheimnis unseres christlichen Glaubens*“ geht. Nur so werden wir auch in der Lage sein, unseren Glauben überzeugend weiterzugeben und den Sinn unseres Lebens zu begründen. Gott lädt uns ein, an jedem Tag unser Leben mit ihm zu gestalten. Jeder von uns ist eingeladen, durch seine Berufung, auf seine Art und Weise, die wahre, beglückende und befreiende Bedeutung Jesu für das Leben eines jeden Menschen zu verkünden und die Stim-

me des christlichen Glaubens zum Sprechen zu bringen. Es ist unsere Berufung, Gott ins Gespräch zu bringen – und seine Botschaft zu den Menschen zu tragen.

„*Wovon das Herz voll ist, davon spricht der Mund*“ (Mt 12,34). Ich wünsche, dass unsere Begeisterung für die Frohe Botschaft, für unsere christliche Mission, immer lebendig bleibt, und dass wir auch den Mut haben, dies anderen zu bezeugen und eine Atmosphäre zu schaffen, in der Freude am christlichen Glauben wachsen kann. Möge uns gelingen, in der Kraft des Geistes das Problem der geistlichen Berufe als unser ureigenes Problem zu verspüren und sich dabei der kirchlichen Dimension jeder göttlichen Berufung bewusst zu sein.

Ich wünsche uns mehr Freude an Gott, am katholischen Glauben. Solche Einstellung kann uns Christen nur gut tun und kann sicher auch die fragenden, suchenden Menschen nur ermutigen, sich für Jesus Christus zu entscheiden und sie in ihrer Entscheidung zu stärken. Das ist gerade auch die Absicht dieses Vortrags.

So bleibt weiterhin unser christlicher Auftrag, mutig und demütig das Evangelium Jesu Christi als frohe und befreiende Botschaft Gottes in der Welt von heute zu verkünden, voranzuschreiten und Hoffnungsträger für die Menschen auch im dritten Jahrtausend zu sein. □

Cardinal Ratzinger feierte goldenes Priesterjubiläum

Fünf Priester der Erzdiözese München-Freising feierten am 8. Juli 2001 im Münchner Liebfrauentempel ihr goldenes Priesterjubiläum. Unter ihnen waren auch Cardinal Josef Ratzinger und sein Bruder Georg Ratzinger, der früher Domkapellmeister in Regensburg war.

Die Jubilare haben am 29. Juni 1951 im Freisinger Dom von Cardinal Faulhaber die Priesterweihe erhalten. Alle diese Priester können auf ein reiches priesterliches Wirken zurückschauen. Cardinal Ratzinger ist zu dieser Feier in seine Heimat gekommen, denn „Bayern und Rom gehören zusammen“, wie er einmal selbst bekannte. Cardinal Ratzinger, einer der bedeutendsten Theologen der Kirche, hat sein Ansehen nicht durch medienwirksame Kritik an der Kirche erworben. Vielmehr verstand er seine Aufgabe als aufbauendes Wirken.

Den Schatz des Glaubens zu bewahren und zu mehren und durch Predigten und Bücher auch in unserer Zeit zum Leuchten zu bringen, empfindet er als seine ihm von Gott verliehene Verpflichtung. „Ich brauche keine Gottesbeweise“, sagte Ratzinger am Ende des Festgottesdienstes in München, „weil mir Gott in so vielen Menschen überzeugend begegnet ist.“ Der Münchner Liebfrauentempel und der Domplatz waren von dankbaren Gläubigen gefüllt.

E. W.

Programm der Hoffnung

Der Kongress von Fulda und die deutschen Katholiken Eine Nachbetrachtung

Von Jürgen Liminski

Die Katholiken in Deutschland hatten in den letzten Jahren wahrlich genug Anlass, wegen der Entwicklung der Kirche in ihrem Land auf die Knie zu gehen und in flehentliches Gebet zu verfallen. Hier ist nicht der Ort, diese Anlässe erneut ins Gedächtnis zu rufen. Die Leser des FELS kennen sie. Und es gab sicher auch den einen oder anderen Moment, da man wie die katholischen Schriftsteller Peguy oder Bernanos vor hundert Jahren über Deutschland als eine „verfehlt Christenheit“ hätte sinnieren können. Die Beschlüsse des Ersten Vatikanums waren im Lande Luthers unvergessen und unverdaut, das *aggiornamento* des Zweiten nachhaltig falsch verstanden. Deutschland ist die Heimat des antirömischen Affekts, auch in der Kirche selbst, und das macht vielen treuen Katholiken zu schaffen, gilt doch das Versprechen Christi – „die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen“ – für die Gesamtkirche, nicht jedoch für einzelne Provinzen. Jetzt haben die Besorgten wieder Grund zur Hoffnung. In Fulda brach ein Keimling aus der katholischen Erde, der das Zeug hat, mit den Jahren zum Baum zu werden, der in der Dürre Schatten spenden und in Sturmzeiten Schutz bieten kann. Beides werden die Katholiken Deutschlands brauchen.

Die Herausforderungen der nächsten Jahre und Jahrzehnte lassen sich am besten umschreiben mit einem Wort von Cardinal Meisner. Die Epoche der „Menschenanschauungen“ hat begonnen (siehe Seite 256). Sie wird Lebensumstände, Beziehungen und Überzeugungen fundamental verändern. Von vielen, auch und gera-

de in Deutschland, wird die Natur des Menschen in Frage gestellt. Das hat es natürlich schon immer gegeben, aber noch nie in diesem numerischen Ausmaß und mit diesen qualitativen Möglichkeiten, die die Gentechnik bereithält. In der Tat, was passiert, wenn die Natur nicht anerkannt wird? Wenn, wie Sartre sagt, „la nature de l'homme n'existe pas“, wenn die Natur des Menschen nicht existiert? Dann

„Der Geist wird krank, wenn er in seinem Wurzelwerk den Bezug zur Wahrheit verliert, wenn er keinen Willen mehr hat, die Wahrheit zu suchen.“

Romano Guardini

gibt es kein Humanum, und dann ist alles möglich. Schon Romano Guardini wies auf die Gefahr des „unmenschlichen“ oder des „nicht-humanen Menschen“ hin. In einer Studie, die Hans Urs von Balthasar Romano Guardini widmete, sieht der große Denker die „Unmenschlichkeit des Menschen“ in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem Vergessen Gottes und der Anwendung einer nahezu gebieterischen aber auch irreführenden Technologie. Guardini schrieb mit einem Hauch von Prophetie: „Es ist für mich, als ob unser ganzes kulturelles Erbe von den Zahnrädern einer Monstermaschine erfasst würde, die alles zermalmt. Wir werden arm, wir werden bitterarm“. Auch in seinem posthum erschienenen Werk „Die Existenz des Christen“ beobachtet Guardini, wie der Geist als solcher krank werden kann. „Das ge-

schieht nicht unbedingt nur dann, wenn der Geist sich irrt, sonst wären wir ja alle geistig krank, denn wir täuschen uns alle mal; noch nicht einmal, wenn der Geist häufig lügt; nein, der Geist wird krank, wenn er in seinem Wurzelwerk den Bezug zur Wahrheit verliert. Das wiederum geschieht, wenn er keinen Willen mehr hat, die Wahrheit zu suchen und die Verantwortung nicht mehr wahrnimmt, die ihm bei dieser Suche zukommt; wenn ihm nicht mehr daran liegt, zwischen wahr und falsch zu unterscheiden.“

Es ist nicht einfach, in der neuen Epoche der Menschenanschauungen diese Unterscheidung zu treffen. Die Wissensgesellschaft überfordert den einzelnen, er muß sich auf die Aussagen der Wissenden verlassen, der Experten und Professoren, und selbst das bietet ihm keine Garantie. Wo soll er die Orientierung suchen? Der verstorbene Erzbischof von Fulda, Johannes Dyba, meinte einmal: „Die Menschen leben, wie sie fernsehen. Sie zappen sich durch“. Vor diesem Schicksal der Beliebigkeit und der Programmsuche ist der Katholik gefeit, wenn er sich an den römischen Felsen hält. Und das war auch die Matrix von Fulda. Wer Anfang Juni zum Kongress „Freude am Glauben“ in die Stadt des Apostels der Deutschen gekommen war, der hatte sich für ein Programm entschieden, das spannender nicht sein kann. Die römisch-katholische Kirche ist die einzige globale Institution, die – wie selbst ihre Gegner oder die ihr gleichgültig Gegenüberstehenden bekennen – konsequent für den Menschen, für die Wahrheit vom Menschen und seinem Schöpfer, eintritt. In der Bioethik und Gentechnik tun

das selbst ihre älteren Brüder, die Juden, nicht mehr. Diese Konsequenz macht die Kirche glaubwürdig, aber auch zum Stein des Anstoßes für die Anhänger der Beliebigkeit, für die Jünger des Pilatus, die sich und die Welt fragen: „Was ist Wahrheit“.

Wer nach Fulda kam, hatte die grundsätzliche Antwort im Herzen. „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“, sagt Christus. Und auf Zweifel und Fragen im Detail bekam der Kongressteilnehmer konkrete, lebensnahe Antworten. Zum Beispiel: Warum es sich lohnt, aus Liebe zu warten, statt Ehe auf Probe zu leben. Oder ob Gott nicht doch eingreift, wie in Sodom und Gomorra. Er tut es, im Einzelfall, und das heißt dann Bekehrung. Diese Fälle haben Namen: Christa Meves, Gabriele Kuby, Karin Struck und manch andere, die weniger prominent, aber nicht weniger profund die tätige Liebe Gottes mit und zu seiner Kirche spürten. Und wo es mal keine öffentliche Antwort gab, da fiel sie vielleicht im Gebet, am Abend, in der kleinen Kirche Sankt Michael neben dem Dom mit dem Grab des Bonifatius und seines Nachfolgers Dyba.

Deutschland wird diesen Keimling aus der Erde von Fulda brauchen. Jede Gemeinschaft braucht, wie die Soziologie lehrt, dann und wann das Fest, die rituelle und kollektive Aktualisierung ihrer *raison d'être*. Das leistet die für die Laien ursprünglich zuständige Institution, das Zentralkomitee der deutschen Katholiken, längst nicht mehr. Es verliert sich vielmehr in einer politischen Sozialmission und in einer voluntaristischen Ökumene, die mehr mit dem Zappen als mit dem römischen Programm zu tun hat. Es kann längst nicht mehr für sich beanspruchen, für die Katholiken in Deutschland zu sprechen. Mit diesem Anspruch, selbst für ein Seg-

ment oder einen kleinen Teil des deutschen Gottesvolks, kommt das Forum Deutscher Katholiken allerdings auch nicht daher. Noch geht aus keiner Erklärung des Forums hervor, daß man das ZdK ersetzen wolle. Aber der römische Keimling für die Laien ist da und das spendet Trost und Hoffnung.

Einige Journalisten, die mit dem ZdK bisher gut zurecht gekommen sind, und auch andere, die vom



ZdK nicht so viel halten, von sich dafür umso mehr, versuchen nun mit einiger Hartnäckigkeit, den Forummitgliedern solche Absichten zu unterstellen. Es ist müßig, darüber zu spekulieren. Die Dinge werden sich organisch entwickeln oder garnicht. Man kann in einem instinktunsicher gewordenen Land, wie schon Thomas Mann in den zwanziger Jahren konstatierte, keine längerfristigen Prognosen treffen. Eine kleine Prophezeiung aber darf man wagen: Die Sehnsucht nach Orientierung, nach Wahrheit über den Tag hinaus, nach Sinn für Leben und Tun wird wachsen. Und zwar deshalb, weil die Zahl der alten Menschen in diesem Lande rapide wächst und ältere Menschen sich öfter und leichter Fragen stellen, deren Zeit jüngere noch nicht für gekommen halten. Deshalb ist das Wagnis dieses Keimlings zugleich notwendiges Zeugnis. Beim nächsten Kongress in Fulda wird sich die Zahl vielleicht verdoppeln. Darauf kommt es nicht an. Entscheidend ist das Programm des Kongresses, die Treue zum Stellvertreter dessen, der mit Pilatus zu

tun hatte und mit der Menge im Hof, die hysterisch so lange schrie, bis der Statthalter dem Lärm nachgab.

Pilatus fehlte der Mut, seine Einsicht und Überzeugung auch gegen das falsche Zeugnis und die aufgeputschten Affekte durchzusetzen. Don Bosco formuliert es so: „Die Macht der Bösen lebt von der Feigheit der Guten“. Damals wie heute. Es ist heute leichter, Papst und Kirche zu verunglimpfen als zu ihnen zu stehen. Deshalb war der Kongress eine ebenso mutige wie notwendige Tat. Denn „das Unglück dieser Welt,“ lehrt Bernanos nicht nur für die Deutschen, „der Jammer unserer Zeit ist nicht, daß es so viele ungläubige Menschen gibt, sondern daß wir Gläubige so mittelmäßige Christen sind“. Jammer und Mittel-

maß sind die Kennzeichen derer, denen die Gewißheit von Ostern fehlt. „Die Heiligen haben in dieser Welt immer in Freude gelebt,“ schreibt Athanasius, „in ständiger Feier des Osterfestes“. Freude war das Kennzeichen der ersten christlichen Gemeinschaften (vgl. Apg., 8,39 und 13,48). Daß der Kongress in einer Atmosphäre der Freude am Glauben und in einer heiteren, fast familiären Stimmung verlief, heißt nicht, daß dort besonders viele Heilige versammelt waren, aber doch, daß viele für diesen Kongress und während der zwei Tage gebetet haben. Sie haben der Wahrheit die Türen geöffnet – in Vorträgen, Diskussionen und in ihrem Herzen. Genau darin, in der persönlichen Suche nach Heiligkeit, liegt die weitertragende Hoffnung dieser Initiative. Cardinal Meyer nannte es den „Primat des Gebetes“. Die Stimmigkeit dieser Rangordnung – suchet zuerst das Reich Gottes, alles weitere wird euch hinzugegeben werden – wird von den Kritikern der Initiative nicht geglaubt werden. Aber sie wird auch den zweiten Kongress beseelen. □

Gott ist mit den Friedfertigen und Demütigen. In keiner anderen Person wird das so deutlich wie an diesem Papst. Auch auf seiner Pilgerreise in die Ukraine, ein wahres Minenfeld kirchlich schismatischer Umstände, bewegte er die Massen. Mehrere Hunderttausend Jugendliche kamen trotz strömenden Regens zu einem Gottesdienst nach Lemberg, und wieder Hunderttausende kamen einfach, um diesen Propheten der Einheit und Versöhnung zu sehen und zu hören.

Sie hörten Botschaften des Friedens und der Liebe. Wie sehr unterschieden sie sich von dem Bild, das vor allem die russischen Medien seit Jahrzehnten – auch nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion – von diesem Papst zeichneten. Zum erstenmal hat ein Papstbesuch das Interesse der russischen Medien geweckt. Vom 23. bis 27. Juni war Russland über das Fernsehen beim Papstbesuch in Kiew und Lemberg live dabei, und es ist erstaunlich, wie fair und positiv diese Medien über den Papstbesuch berichteten. Die Sehnsucht nach Einheit und Frieden wächst, auch in Rußland. 63 Prozent der Russen würden gerne einmal den Papst sehen. Das geht aus einer Umfrage hervor, die die russische Nachrichtenagentur Interfax eine Woche nach dem Papstbesuch in der Ukraine veröffentlichte. Sogar Präsident Vladimir Putin wäre für einen Papstbesuch, schrieb die italienische katholische Tageszeitung *Avvenire* nach einer Begegnung zwischen dem katholischen Erzbischof Tadeusz Kondrusiewicz von Moskau und dem Präsidenten der russischen Föderation. Doch dürfte sich der Präsident hüten, so das katholische Blatt, auf Konfrontation mit der russisch-orthodoxen Kirche zu gehen. Immerhin, der Wunsch Putins ist nun öffentlich und bringt das Patriarchat von Moskau in Bedrängnis. Laut Interfax teilt die russische Bevölkerung Putins Geneigtheit, den Papst in ihrem Lande zu empfangen. Lediglich 17 Prozent sprachen sich gegen einen solchen Besuch aus.

„Was die Russen am meisten beeindruckt hat, war die außerordentliche Demut und Offenheit des Papstes“, so Maksim Shevchenko, der Direktor der *Nezavismaja Gazeta*, der

Ein Stück näher zur Einheit

Prophetische Reise in die Ukraine / Auch die Russen sind von der Demut des Papstes beeindruckt

Von Franz Salzmacher

auch ein Interview mit Lubomyr Cardinal Husar, dem griechisch-katholischen Großerbischof von Lemberg, veröffentlichte, um den Standpunkt dieser Katholiken bekannt zu machen, die von der russischen Presse in der Vergangenheit völlig diffamiert wurden. Die kommunistische Presse hat jahrelang den Papst als Despot und Diktator dargestellt, als Führer einer fremden, feindseligen Macht. Stattdessen haben die Russen nun einen gebrechlichen alten Mann gesehen, der keinerlei Proselytismus und Eroberungswillen ausstrahlt. „Er ist ein nicht-politisches Oberhaupt, ein Mann, der sich ehrlich der Einheit der Christen verschrieben hat, was für Russland eine wahre Überraschung war“, so Aleksander Kyrlezev, Mitglied der synodalen Theologenkommission, die nicht mit der offiziellen Linie des Patriarchates konform ist.

Viele Zeitungen hoben zudem den scharfen Kontrast zwischen diesem Besuch und dem Besuch Alexejs II. in Weißrussland hervor. *Kommersant* stellte die Bilder des Papstes in Kiew und die des Patriarchen in Minsk nebeneinander. Man sieht den Patriarchen, wie er den Diktator

Lukaschenko umarmt und Vetos gegen den Papstbesuch in Moskau ausstößt. „Zweifelsohne hat das Presseecho zu einer gewissen Öffnung geführt, denn zum erstenmal hat Alexej II. als Bedingung für einen Papstbesuch in Moskau nicht die Einladung der orthodoxen Kirche, sondern lediglich deren Zustimmung gestellt, was auch in Griechenland der Fall war“, so Tadeusz Kondrusiewicz in einer Erklärung gegenüber *Avvenire*.

Johannes Paul II. selbst zog bei seiner allwöchentlichen Generalaudienz nach der Reise auf dem Petersplatz Bilanz. Er erinnerte an das Martyrium der ukrainischen Gläubigen, den Dialog mit der orthodoxen Kirche und das Treffen mit den Jugendlichen. Das seien die drei unvergesslichen Eindrücke, die er von seiner Ukrainereise bewahre. „Ich danke Gott“, sagte Johannes Paul II., „dass er mir die Möglichkeit gegeben hat, diese Pilgerreise zu verwirklichen, die mir so viel bedeutet hat. Es sollte ein Ehrenerweis an dieses Volk sein, an seine lange und ruhmreiche Geschichte, an sein Zeugnis des Martyriums.“ Sein Wunsch sei es, dass das Land aus dieser Reise „neue apostolische Begeisterung



Prophet und Hoffnungsträger: Johannes Paul II. erhebt am 22. Februar dieses Jahres den griechisch-katholischen Erzbischof von Lemberg, Lubomyr Husar, zum Kardinal und stärkt damit die Kirche im Brückenland Ukraine.

Er begeistert Jung und Alt: Johannes Paul II. inmitten ukrainischer Kinder.

schöpft.“ Die orthodoxe Kirche grüßte der Papst „in besonders achtungsvoller und brüderlicher Weise“, zumal diese Kirche in der Ukraine derzeit ein dreifaches Schisma erdulde. Die Ukraine sei ein Land, in dem Christen der westlichen und der östlichen Tradition zusammenlebten. Daher sei er berufen, eine Brückenfunktion zwischen den „getrennten Brüdern“ zu übernehmen. In diesem Sinne hob er die entscheidende Rolle des pan-ukrainischen Rates der Kirche und religiöser Organisationen hervor, mit dessen Vertretern er zusammengetroffen war und zu dem auch Protestanten, Juden, Muslime und andere Religionsgemeinschaften gehören. Erneut nannte er den gemeinsamen Nenner, auf dem die Bestrebungen zur Einheit basieren: „Alle, die an Gott glauben und jegliche Form von Gewalt verabscheuen, sind dazu berufen, die für jeden authentischen Humanismus unabdingbaren religiösen Wurzeln zu nähren.“

Neu an diesem Besuch war auch der Appell des Papstes an die Jugend, im Land zu bleiben und in der Heimat die Verantwortung für die Zukunft des Landes wahrzunehmen. Es sei eine Illusion, das Heil im Konsum zu erhoffen. Sie sollten sich nicht von der Diktatur des Kommunismus in eine andere Diktatur begeben, indem sie sich den „Götzen falschen materiellen Wohlstands unterwerfen.“ Sie seien „die Hoffnung der Kirche und der Gesellschaft.“ Das göttliche Gesetz der Zehn Gebote sei ihr „Kompass für den Weg in die Zukunft.“

Der Besuch Ende Juni dürfte Folgen haben. Er hat eben diese Brückenfunktion der Ukraine und ihrer Kirchen zwischen Ost und West in das Bewußtsein mancher Politiker gehoben. Zum Beispiel des Präsidenten der EU-Kommission, Romano Prodi. Prodi traf kurz nach dem Papst-Besuch mit dem griechisch-katholischen Großbischof von Lemberg, Lubomyr Cardinal Husar, in Rom zusammen. Der Cardinal hielt einen Vortrag bei einem Treffen,



das von katholischen Politikern des italienischen Mitte-Links-Bündnisses im italienischen Kloster von Camaldoli auf Initiative der Zeitschrift „Il Regno“ der Herzjesuipriester organisiert worden war und bei dem auch Prodi teilnahm. In seinem Vortrag ging Husar vor allem auf die Ergänzung zwischen östlicher und westlicher Spiritualität ein und bezeichnete die jungen Generationen in der Ukraine als „Menschen mit verletzter Seele“, als Ergebnis einer ideologischen Verbrämung in der bolschewistischen Zeit. Die Ökumene sei die Zukunft des Christentums in seinem Lande, sagte Husar, und trotz der momentanen Schwierigkeiten mit dem Moskauer Patriarchat werde sich das Verhältnis ändern, denn die Steifheit der orthodoxen Hierarchie spiegele keineswegs das Empfinden an der Basis der orthodoxen Kirche wider.

Husar hat recht. Das Verhalten des Moskauer Patriarchats – die ausgestreckte Hand des Papstes sowie jede Versöhnungsgeste auszuschlagen – ist nur zu begreifen, wenn man die psychologische und machtpolitische Situation der russischen Kirchen in Betracht zieht, zu entschuldigen ist sie nicht. Das Patriarchat hat Angst, seine beherrschende Stellung zu verlieren, obwohl die Hilfsangebote aus Rom und von Teilen der katholischen Kirche, zum Beispiel des Hilfswerks Kirche in Not, ohne jede Auflage gemacht und die geleisteten Hilfen keineswegs mit Bedingungen verknüpft sind. Aber eine Kirche, die zwar zum Teil verfolgt aber zum größeren Teil und vor allem in der Hier-

archie auch immer im Dunstkreis des Regimes gestanden hat, hat heute ein Problem mit ihrer Glaubwürdigkeit. Dieses Problem hat die katholische Kirche nicht. Von daher rühren Ängste und Empfindlichkeiten. Hinzu kommen Eigentumsfragen, die in Rußland auch Machtfragen sind. Und nicht zu vergessen die Streitigkeiten innerhalb der Orthodoxie selbst. Die Ostkirchen sind untereinander in einem Maße zerstritten, wie man es sich im Westen kaum vorstellen kann. Man hat sich vielfach auseinandergelebt, entfremdet. In diesem Sinn ist eine Initiative zu begrüßen, die Bischof Mixa von Eichstätt unternommen hat, als er in seiner Diözese das Collegium Orientale gründete, eine Akademie, in der Priesteramtskandidaten aus dem Osten studieren und gemeinsam leben. Sie ist einzigartig in Ost und West. Andreas A. Tietmeyer, der Direktor des Kollegs, sieht sie als Plattform des Dialogs, die die künftigen Priester auf die pastorale Situation im Osten vorbereitet.

Es wird nach menschlichen Maßstäben wohl noch einige Jahre dauern, bis die Russisch-orthodoxe Kirche versöhnungsbereit ist. Vielleicht ist das nur eine Frage der Generationen oder der Zeit. Inhaltlich jedenfalls wäre die Annäherung schnell zu schaffen. Moskau und Rom trennt theologisch weit weniger als Katholiken und Protestanten. Die Reise des Papstes hat diese Zeit verkürzt und viele Steine aus dem Weg geräumt für einen Besuch in Moskau und das große Ziel dieses Jahrhunderts, die Einheit der Christen. □

Muss der Volksaltar sein?

Die Bedeutung der Zelebration zum Herrn hin Teil I

Von Erwin Reichart

Das Thema „Volksaltar“ ist immer noch derart tabuisiert, dass man weitgehend nicht sachlich darüber diskutieren kann. Der Volksaltar gehört zu den „Super-Dogmen“¹ der Nachkonzilszeit. Wer den Volksaltar in Frage stellt, wird sogar als Konzilsgegner gebrandmarkt.

Doch in letzter Zeit ist ein Umdenken unübersehbar. Der Anstoß kam vor allem von höchster Seite und mit tiefsinnigen überzeugenden Argumenten, von Cardinal Ratzinger selbst, so dass man heute ein kritisches Hinterfragen des Volksaltars nicht mehr abtun kann. Vor allem in seinem vielbeachteten Buch „Der Geist der Liturgie“ stellt Ratzinger ausführlich die Bedeutung der Zelebration zum Herrn hin heraus. Die Wiederentdeckung der traditionellen Gebetsrichtung ist für ihn ein wesentlicher Schritt auf dem Weg zu einem neuen liturgischen Aufschwung.

Man traut kaum den Augen, wenn sogar die Liturgischen Institute Deutschlands, Österreichs und der Schweiz als „Diskussionsthema für den Sachausschuss Liturgie“ unter der Überschrift „Körperliche Ausdrucksformen“ Folgendes schreibt: „Besondere Bedeutung kommt einer stimmigen Gebetsrichtung zu. Der der Gemeinde zugewandte Vorsteher und die Position der Mikrofone haben weithin dazu geführt, alle Texte mit Blick zur Gemeinde zu sprechen. Dabei kommt leicht aus dem Blick, dass sich jedes Gebet an Gott richtet. Eine bewusste Hinwendung zum Kreuz oder zum Altar auf der Seite der Gemeinde - etwa in Wortgottesdiensten und Andachten - kann viel dazu beitragen, Gebete als solche deutlicher erfahrbar zu machen und damit das Mitbeten zu erleichtern.“ (Gottesdienst 2001, Nr. 4,29)



Der Verfasser greift mit diesem Artikel ein Thema auf, das mehr beinhaltet als das, was mit dem Worten „Zelebrationsrichtung zum Herrn“ umschrieben ist. Es betrifft ganz zentral das priesterliche Tun am Altar, seine Funktion an Christi statt. Im ersten Teil seines Beitrags geht der Autor der Frage nach, wie sich der „Volksaltar“ nach dem II. Vatikanischen Konzil – das dazu gar nichts gesagt hat – so rasch verbreiten konnte; ferner, was die römische Ritenkongregation 1964 dazu äußerte, ob die Zelebrationsrichtung ihr Vorbild im Paschamahl Christi oder in der Frühen Kirche hatte, und schließlich, was die Zelebrationsrichtung dem Priester am Altar aberverlangt.

Der Verfasser, Jahrgang 1954, war nach dem Studium der Philosophie und Theologie in Augsburg und Fribourg/Schweiz, Kaplan in Dillingen, danach Stadtprediger in Aichach. Er ist seit 1988 Pfarrer in Ebersbach/Allgäu.

Wie kam es zum sogenannten „Volksaltar“?

Unter dem Wort „Volksaltar“ verstand man ursprünglich in Klosterkirchen den Altar fürs Volk am Eingang zum Chorraum der Mönche. An diesem Altar, den man auch Kreuzaltar nennt, zelebrierte der Priester natürlich wie überall zum Herrn hin (z. B. heute noch in der Klosterkirche zu Ottobeuren).

Heute versteht man unter „Volksaltar“ ausschließlich einen Altar, an dem der Priester dem Volk zugewandt die hl. Messe feiert.

Eingeführt wurden die Volksaltäre v. a. mit dem Argument, dass es in der Frühzeit der Kirche Volksaltäre gegeben habe und dass man nun zu dieser Praxis zurückkehre.

1987 stellte der Regensburger Liturgiewissenschaftler Klaus Gamber in seinem Buch „Zum Herrn hin“ fest: Beim Volksaltar handelt es sich „zweifelloso um eine Neue-

rung“. „Es lässt sich ...mit Sicherheit nachweisen, dass es sowohl in der Ost- als auch in der Westkirche nie eine Zelebration ‘versus populum’ (zum Volk hin) gegeben hat, sondern stets ein Hinwenden beim Gebet nach Osten, ‘ad dominum’ (zum Herrn hin)“.²

Der Volksaltar „geht vielmehr auf Martin Luther zurück“, der 1526 schreibt: „in der rechten Messe unter eitel Christen müsste der Altar nicht so bleiben und der Priester sich immer zum Volk kehren... Nun das erharre seiner Zeit.“³

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass sich in der evangelischen Kirche die Volksaltäre kaum verbreiteten, während sie ausgerechnet in der katholischen Kirche fast die Regel geworden sind.

Um 1800 forderten extreme Aufklärungs-Theologen auf Grund falscher theologischer Ansichten den Volksaltar.⁴

Manche Geistliche in der liturgischen Bewegung vor dem 2. Vatica-

nischen Konzil propagierten und praktizierten bereits in den 20er und 30er Jahren des vergangenen Jahrhunderts in Gruppengottesdiensten die neue Stellung des Priesters am Altar.⁵

Die Zelebration „versus populum“ war bis zum 2. Vatikanischen Konzil nicht erlaubt, wurde aber von zahlreichen Bischöfen z. B. bei Jugendgottesdiensten stillschweigend geduldet.

1947 lehrte Papst Pius XII. in seiner bedeutenden Liturgie-Enzyklika „Mediator Dei“, dass der vom rechten Weg abirrt, der dem Altar die alte Form der Mensa (des Tisches) wiedergeben wollte.“ (n. 49)

Eine Vorreiterrolle für das 2. Vatikanische Konzil und die liturgische Entwicklung spielte 1960 der Eucharistische Weltkongress in München.⁶ Der Volksaltar war in den Referaten offensichtlich kein eigentliches Thema. Der Münchner Stadtpfarrer und spätere Weihbischof Ernst Tewes betonte nur, dass der Altar die Mitte der Gemeinde ist.⁷ Setzt man diesen Gedanken in den Kirchenbau um, sagt das aber im Grunde noch nichts über die Gebetsrichtung des Priesters. Doch in der Praxis des Weltkongresses wurde der Volksaltar einfach eingeführt und den Bischöfen und Gläubigen aus aller Welt als liturgischer Fortschritt vor Augen gestellt. Die weitverbreitete offizielle Dokumentation zum Eucharistischen Weltkongress zeigt sicherlich bewusst mehrere ganzseitige farbige Fotos von Bischöfen, die zum Volk hin zelebrieren.⁸

Die unberechtigte Berufung auf das Konzil

Trotz all dem hat das 2. Vatikanische Konzil den Volksaltar nicht einmal erwähnt, geschweige denn in irgend einem Beschluss empfohlen oder gar vorgeschrieben.

Die Konzilsväter mahnten sogar zur Vorsicht: „Schließlich sollen keine Neuerungen eingeführt werden, es sei denn ein wirklicher und sicher zu erhoffender Nutzen der Kirche verlange es.“ (SC 23)

Einflußreiche Kreise vermittelten aber mit großem Erfolg einen ganz anderen Eindruck. Es wurde eine Stimmung erzeugt, in der der Volks-

altar geradezu zum Markenzeichen und Symbol des Konzils wurde. Wer es wagte, weiterhin am Hochaltar zu zelebrieren, geriet in den Verdacht, ein Konzilsgegner zu sein, und galt als hoffnungslos rückständig. Wer liest schon all die vielen Texte des Konzils? Auch die meisten Pfarrer glaubten der Propaganda. Jahrzehntlang berichteten die Kirchenzeitungen, dass da und dort wieder gemäß den Erfordernissen der Liturgiereform ein Volksaltar eingebaut und geweiht worden war.

Ein Beispiel, das sich noch 1997 ereignete: Nachdem der alte, noch am Hochaltar zelebrierende Pfarrer einer Ostallgäuer Pfarrei in den Ruhestand ging, wurde in die wenige Jahre zuvor schön renovierte neoromanische Pfarrkirche ein moderner Volksaltar aus Stein eingebaut. Dazu musste man den Fußboden aufschlagen und die Kommunionbank und mehrere Kinderbänke entfernen: also ein schwerer Eingriff in die Raumharmonie einer stilreinen, denkmalgeschützten Kirche. Es regte sich Widerstand im Ort. In einem vom Pfarrer, Kirchenglieder und Pfarrgemeinderatsvorsitzenden unterzeichneten und an alle Haushaltungen verschickten Informationsblatt heißt es: „Der Volksaltar ist ein Ausdruck des 2. Vatikanischen Konzils und des neuen Liturgieverständnisses, gleichzeitig aber auch ein Rückbesinnen auf die Zeit der ersten Jahrhunderte der Christenheit“; ab dem Mittel-

ter musste sich der Priester „vor den Altar stellen und dem Volk den Rücken kehren. So wurde gleichsam eine Scheidewand zwischen Priester und Volk aufgerichtet. Gottesdienst ist aber nicht eine Sache, die der Priester isoliert von der Gemeinde für die Gemeinde tut...Sie soll zusammen mit dem Priester feiern und das Opfer Christi darbringen. Das kann nur geschehen, wenn der Priester und die Gemeinde eine Gemeinschaft bilden.“

Wer will da noch gegen den Volksaltar sein? Trotzdem blieben einige unbeugsam und schrieben hilfesuchend dem Bischof. Der Sekretär antwortete, dass es „sicherlich verständlich“ ist, dass der neue Altar „für manche Gemeindemitglieder ...gewöhnungsbedürftig ist... Theologisch entspricht er ganz und gar den Vorgaben des Messbuchs...“ Letzteres ist aber nur die halbe Wahrheit. Wäre es nicht richtig gewesen zu sagen, dass der Volksaltar weder theologisch, noch kirchenrechtlich, noch finanziell (ca. 40 000,- DM) unbedingt notwendig gewesen wäre? Müssten in einer wunderschönen stilreinen Kirche nicht wenigstens denkmalgeschützerische Erwägungen ernst genommen werden?

Es ist wie ein Zwang! Scheinbar um jeden Preis wird in die wertvollsten stilreinen Kirchen und sogar Kapellen ein Volksaltar eingebaut - selbst wenn der Altarraum viel zu klein ist und sich Priester und Mini-



stranten kaum mehr bewegen können. Man scheut sich nicht einmal, den Altartisch des Hochaltars abzusägen.

Nicht übersehen sollte man, dass die Initiative für den Einbau von Volksaltären in der Regel nicht vom Volk ausgegangen ist.

Wie ist die Rechtslage seit dem 2. Vatikanischen Konzil?

Wie gesagt, das Konzil äußerte sich nicht zum Thema Volksaltar.

Aber im Jahre 1964 verfügte die römische Ritenkongregation in der Instruktion „Inter Oecumenici“ für Neubauten: „Der Hauptaltar soll freistehen, damit man ihn ohne Schwierigkeiten umschreiten und an ihm, der Gemeinde zugewandt, die Messe feiern kann“ (n. 262).

In der maßgebenden Einführung zum neuen Messbuch heißt es dann in abgeschwächter Weise: „Für gewöhnlich soll eine Kirche einen freistehenden... Altar haben, damit man... an ihm, der Gemeinde zugewandt, die Messe feiern kann.“⁹

Ein neuer Altar soll also **für gewöhnlich** freistehend sein; aber selbst an einem freistehenden Altar **kann** der Priester zum Volk hin oder genauso auch zum Herrn hin die hl. Messe zelebrieren.

Übrigens setzt der Papst selbst in dieser Hinsicht ein deutliches Zeichen. Er hat weder in seiner Hauskapelle im Vatikan noch in seiner Sommerresidenz Castell Gandolfo einen Volksaltar. Mit den Bischöfen aus der ganzen Welt und mit ungezählten anderen hohen Gästen feiert er tagtäglich die hl. Messe zum Herrn hin.

Ob man überhaupt in alte Kirchen einen Volksaltar als zusätzlichen Altar einbauen soll, ist nicht nur aus künstlerischer Sicht, sondern auch aus theologischer Sicht sehr fragwürdig! Denn im Altarraum soll nur ein Altar stehen. Der Altar ist ein Symbol für den **einen** Herrn, Jesus Christus.

Bedeutsam ist, dass die Reformer der Meßliturgie nach dem Konzil das Zelebrieren der erneuerten hl. Messe zum Volk hin sogar als Ausnahme betrachtet haben. So heißt es in den Rubriken des neuen Messbuches z. B. bei der Wandlung: Der Priester „verneigt sich ein

wenig (außer wenn er dem Volk zugewandt steht).“¹⁰

In der Praxis ist es jedoch so, dass ein Priester, der es wagt, zum Herrn hin zu zelebrieren oder gar einen Volksaltar zu entfernen, unter ungeheuren Druck gerät.¹¹ Würde er stattdessen ein wichtiges Dogma öffentlich anzweifeln, würde er wohl eher auf Verständnis oder wenigstens Schweigen stoßen.

Aber hat nicht Jesus selbst beim letzten Abendmahl zum Volk hin geschaut?

Beim Letzten Abendmahl war kein Volk anwesend, sondern nur die Apostel.

Außerdem hat Jesus die hl. Messe innerhalb des jüdischen Paschamahles eingesetzt, so dass von der äußeren Gestalt her keine klare Trennung zwischen Paschamahle und hl. Messe zu ziehen ist.

Vor allem darf man nicht vergessen, dass man das Letzte Abendmahl nicht allein für sich betrachten darf. Die Worte „Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird“ hat Jesus am Tag darauf am Kreuz verwirklicht. Wir sind bei der hl. Messe also nicht nur im Abendmahlssaal sondern auch auf dem Hügel Golgota vor dem Kreuz Jesu Christi.

Cardinal Ratzinger schreibt: „Dieser Analyse der Mahlgestalt ist nun freilich hinzuzufügen, dass die Eucharistie der Christen mit dem Begriff Mahl überhaupt nicht zulänglich beschrieben werden kann. Denn der Herr hat das Neue des christlichen Kultes zwar im Rahmen eines jüdischen (Pascha-) Mahles gestiftet, aber nur dies Neue und nicht das Mahl als solches zur Wiederholung aufgetragen.“¹²

Aber selbst wenn die hl. Messe ein einfaches Nachspielen des Letzten Abendmahles wäre, dann würde der Priester nicht gegenüber den übrigen Anwesenden sitzen. Denn die antike Sitzordnung war eine ganz andere: Im Altertum wurde „der gemeinschaftliche Charakter eines Mahles... gerade durch die gegenteilige Anordnung betont, nämlich durch die Tatsache, dass alle Teilnehmer sich auf derselben Seite des Tisches befanden.“¹³ Der Vorsitzende eines Mahles saß also in der frühchristlichen Zeit niemandem

gegenüber, sondern alle saßen oder lagen auf einer Seite eines sigma- oder hufeisenförmigen Tisches.

Zudem ist noch zu bedenken, dass der Priester in der hl. Messe ja nicht einfach Jesus darstellt wie ein Schauspieler. Der Priester handelt zwar „in persona Christi“, er spielt aber nicht wie ein Schauspieler Jesus. Christus bringt durch den Priester die Gebete und das Opfer der Gläubigen dem himmlischen Vater dar. Der Priester ist das „Werkzeug Christi“. Der Priester ist zugleich mit allen Gläubigen der arme Sünder, der zusammen mit allen anderen hilfesuchend auf Christus schaut! Der Bezugspunkt für die Gläubigen und den Priester ist nicht er selbst, sondern Christus - gegenwärtig unter den Gestalten von Brot und Wein.

„Liturgie ist Werk Gottes oder sie ist nicht“, schreibt Cardinal Ratzinger einmal.¹⁴ Und der Bischof von Basel, Kurt Koch, meint dazu: „Für das... Liturgieverständnis ist es deshalb von entscheidender Bedeutung, dass der auferweckte und erhöhte Christus das eigentliche Subjekt der Eucharistie und der eigentliche Zelebrant ist.“¹⁵

Der neue Katechismus der Katholischen Kirche lehrt: „In einer Liturgiefeier ist die ganze Gemeinde Liturge, ein jeder gemäß seiner Aufgabe“ (Nr. 1188). Es gibt also nach katholischem Verständnis kein Gegenüber von Priester und Volk sondern nur eine verschiedene Ausübung des einen Priestertums Jesu Christi.

Wenn der Priester am Volksaltar steht, als ob er Christus spielen würde, dann verstellt er damit gerade den Blick auf Christus. Er muss als armseliger Mensch zurücktreten, damit Christus deutlich werden kann. Für den Priester muss das Wort des Johannes gelten: „Ich aber muss abnehmen...“

Je dominanter der Priester am Altar wird, desto weniger scheint Christus in der hl. Messe durch. Die große Dichterin und Konvertitin Gertrud von Le Fort sagte einmal: Der Priester hat am Altar kein Gesicht.

Seine Person tritt auch dadurch zurück, dass er sich mit einem Messgewand verhüllt. Auf dessen Rücken war fast immer ein Kreuz gestickt, das unmissverständlich an den eigentlichen Zelebranten erinnerte: Christus, den Gekreuzigten.

Bischof Kamphaus aus Limburg sagte auf dem Augsburger Priestertag am 30. 5. 1997 „Zum Dienst des Priesters“: „Wenn wir das, was wir als Priester tun, ernst nehmen, dann dürfen wir auch nichts anderes als transparent für Christus und Durchgangsstation für ihn sein. Dann müssen wir die Menschen da, wo wir am dichtesten mit ihnen zu tun haben, sie ganz und vorbehaltlos an Christus abgeben. In der Liturgie und Sakramentspendung werden die Menschen an Christus übereignet. Liturgie ist nicht nur oder vor allem Verbundenheit, Vertrautsein miteinander, sondern das innere Zurücktreten, das Abgeben, die bewusst eingehaltene Distanz. Liturgie als Feier des Handelns Gottes an uns.“ Wie weit ist das von der heutigen liturgischen Realität entfernt! Der folgerichtige weitere Schritt wäre nun, zuzugeben, dass der Volksaltar den Priester genau in diese falsche Haltung drängt.

Cardinal Ratzinger schreibt in seinem Buch „Salz der Erde“: „Ich glaube, hier ist eine Art von Klerikalismus entstanden... Dem Priester wird in Person eine Wichtigkeit zugemessen, er muß es geschickt machen können und muss das alles gut darstellen können. Er ist das eigentliche Zentrum der Feier.“ (S. 187)

Von daher wird auch verständlich, warum man heute immer noch mehr die Gottesdienste gestalten will und dabei Themen behandeln muss: Der Priester bzw. seine Mitarbeiter müssen ständig etwas bieten, sonst ist die hl. Messe nichts. Wenn er einerseits als der Wichtigste der hl. Messe erscheint, andererseits aber nichts bietet, dann wirkt die hl. Messe wertlos. Deswegen kommen viele Gläubige heute nur noch zur Kirche, wenn irgend etwas los ist.

Die Abbildung zeigt den Priester in Zelebrationsrichtung zum Herrn hin.

Die Ausrichtung beim Gebet im Allgemeinen

Aber steht nicht im Petersdom oder in anderen römischen Basiliken seit alters her ein Volksaltar?

Das ist ein Mißverständnis! Der Zelebrant feiert die hl. Messe an diesen Altären nur scheinbar zum Volk hin; in Wirklichkeit hat er diese Stellung am Altar, weil er beim Gebet nach Osten gewendet sein soll. Der Petersdom und einige andere Kirchen sind entgegen der kirchlichen Regel aus bautechnischen Gründen nach Westen ausgerichtet worden. Den Christen war aber die Gebetsrichtung nach Osten so wichtig, dass sie trotzdem beim Gebet nach Osten - also Richtung Eingang -

schauten. Anfangs machten es sogar die Gläubigen so, später standen sie seitlich, und als dann die Gläubigen schließlich zum Altar schauten, wurde das als Zelebrieren zum Volk hin missverstanden.¹⁶

Es ist ganz natürlich, dass sich der Mensch dem zuwendet, mit dem er spricht. Dementsprechend ist es ganz logisch, dass sich der betende Mensch nicht einem Mitmenschen zuwendet, sondern z. B. einem Bild oder einem Heiligtum, das der Gläubige mit Gott in Verbindung bringt.

Der gläubige Moslem richtet sein Gotteshaus, die Moschee, und sein Gebet konsequent und streng immer nach der Stadt Mekka aus.

Der fromme Jude schaut beim Gebet in Richtung der hl. Stadt Jeru-



salem bzw. in Jerusalem zum Allerheiligsten des Tempels, dem Ort der besonderen Gegenwart Gottes.¹⁷ In der Synagoge wendet sich der Rabbi beim Gottesdienst zusammen mit den Gläubigen zum Thora-Schrein hin, „der die verlorengegangene Bundeslade (des Tempels) vertritt.“

Aber „nicht alle Glieder (leisten) denselben Dienst“ (Röm 12,4). Einzelne Glieder sind in und durch die Kirche von Gott zu einem besonderen Dienst an der Gemeinde berufen. Diese Diener werden ausgewählt und durch das Weisheitssakrament geweiht. Dadurch befähigt sie der Heilige Geist, in der Person Christi, des Hauptes, zu handeln, um allen Gliedern der Kirche zu dienen. Der geweihte Amtsträger ist gleichsam die „Ikone“ Christi.

KKK 1992, Ziff. 1142, S. 324

Cardinal Ratzinger zeigt auf, dass es einen ganz nahtlosen und konsequenten Übergang von der jüdischen zur christlichen Gebetsrichtung gibt.

An Stelle des Tempels tritt der auferstandene Herr, Jesus Christus, der nun der neue Tempel für uns Menschen ist:¹⁸ „Reißt diesen Tem-

pel nieder, in drei Tagen werde ich ihn wieder aufrichten ... Er aber meinte den Tempel seines Leibes“ (Joh 2, 19 - 21). Die im Osten aufgehende Sonne wird mit dem auferstandenen Herrn symbolisiert.

Aber es gibt auch die gemeinsame Gebetsrichtung mit den Juden. „Spätjüdische und frühchristliche Traditionen...bezeugen eine starke Verbundenheit mit der Symbolik der Sonne“. Philo von Alexandrien beschreibt die Gebetsitten einer Gemeinschaft „asketisch-philosophisch orientierter Juden im Ägypten der Zeitenwende...: Wenn die Nacht zu Ende geht, stehen sie das Gesicht und den ganzen Körper nach Osten gewendet und, sobald sie die Sonne aufgehen sehen, erheben sie die Hände zum Himmel und bitten um einen guten Tag, um Wahrheit und klare Erkenntnis.“¹⁹

Im Christentum hat in diesem Zusammenhang der Osten einen ganz wichtigen Stellenwert. Wann immer es machbar ist, werden die Kirchen nach Osten orientiert, so dass die Gläubigen in diese Richtung beten. In einem christlichen Friedhof werden die Verstorbenen auch heute noch vielfach so beerdigt, dass sie nach Osten schauen. Bei frühzeitlichen Grabfunden, kann man sofort erkennen, ob es sich um Christen handelt, wenn die Bestatteten nach Osten ausgerichtet sind.

Fortsetzung folgt

¹ Kardinal Ratzinger prägte diesen Begriff im Hinblick auf das 2. Vat. Konzil, das viele gegen die Tradition ausspielen und zu einem „Super-Dogma“ machen, obwohl es kein einziges Dogma verkündete. „Was bisher als überaus heilig galt...wird plötzlich zum Verbotenen aller Dinge, wird zu etwas, was man getrost unterdrücken darf“ (zitiert bei: E. De Savarthem, Zum Motuproprio „Ecclesia Dei Adflicta“ in: Theologisches 10, 1988, 615 ff).

² Klaus Gamber, Zum Herrn hin, Regensburg 1987, 7 und 19

³ ebd. 24

⁴ Albert Vierbach, Die liturgischen Anschauungen des Vitus Anton Winter, München, 1929, 149

⁵ vgl. Gamber, 28 f

⁶ Hg. Josef Kardinal Wendel, Statio Orbis, Eucharistischer Weltkongress 1960 in München, Bd. I, 107 und im Umschlag von Bd. II wird der „Figaro“, Paris zitiert: Man kann sagen, dass der Eucharistische Weltkongress „ein tiefbewegendes Vorspiel für das nächste Konzil war“.

⁷ Ernst Tewes, Der Aufbau der Gemeinde

vom Altar her, in: ebd. Bd. I, 135

⁸ ebd. Bd. I, Foto Nr. 12 und Nr. 36

⁹ Römisches Messbuch, Allgemeine Einführung, 262

¹⁰ Römisches Messbuch, z. B. 472 und 484

¹¹ Sonntagszeitung der Diözese Augsburg, 5./6. 2. 1994, 14, Leserbriefe: „Schlechte Altarlösung“, „Kirchen als Museum“ und vom 2./3. 4. 1994, 14, Leserbriefe: „Linke Tour“, „Vorkonziliare Ideen“

¹² Josef Kardinal Ratzinger, Der Geist der Liturgie, Freiburg 2000, 68

¹³ ebd. 67 und Gamber, 36 f.

¹⁴ ders., Ein neues Lied für den Herrn. Christusglaube und Liturgie in der Gegenwart, Freiburg 1995, 171

¹⁵ Kurt Koch, Eucharistie als Quelle und Höhepunkt des kirchlichen Lebens, in Anzeiger für die Seelsorge, 5, 1997, 239 ff., 242

¹⁶ Ratzinger, 65 ff. besonders 69

¹⁷ Moshe Hayoun, Unsere Gebete sprechen wir in Richtung Jerusalem, in: DT, 13. 5. 1989, 17

¹⁸ Ratzinger, 41

¹⁹ Dorothea Forstner, Neues Lexikon christlicher Symbole, Innsbruck 1991, 345

Auf dem Hintergrund dieser Überlegungen wird ein Konzept für die Vorbereitung auf die Firmung vier Elemente enthalten:

1. Kern der Firmvorbereitung ist eine umfassende Katechese, die den Firmlingen wirklich einen Überblick über den katholischen Glauben gibt und dieses Wissen schrittweise von unten schlüssig aufbaut, das Wesen der Kirche, der Sakramente und schließlich der Firmung eingehend erklärt, die für den Menschen existentielle Bedeutung des christlichen Glaubens erschließt, wobei hier die Einzigartigkeit Jesu Christi und der Kirche herausgestellt wird, und die schließlich Elemente der Glaubensverantwortung gegenüber Anders- oder Nichtgläubigen angibt.

Von hier aus ist vielleicht am ehesten auch die Frage nach dem richtigen Firmalter zu stellen. Wenn der junge Mensch beginnt selbständig zu werden, wenn sein Glaube auch „erwachsen“ werden muss, ist der Zeitpunkt für eine fundamentale Glaubensunterweisung angemessen, die dann auch intellektuell aufgenommen und reflektiert werden kann.

2. Entscheidend ist weiter ein spirituelles Element. Die Jugendlichen sollen im Beten der Kirche den Ausdruck dafür finden, was sie bewegt. Sie werden angeleitet, ihr Leben zu reflektieren und dann auch vom Glauben her zu deuten. Sie werden hingeführt zum Beten und lernen eine Praxis des persönlichen Betens kennen. Schließlich werden sie zur Feier der Liturgie geführt und erfahren aus dem Vollzug heraus den Wert und die Wichtigkeit der sonntäglichen Eucharistiefeier. In diesem Zusammenhang können die Feste des Kirchenjahres thematisiert werden. Inhalt der Katechese und Glaubenspraxis beziehen sich also aufeinander und entsprechen sich. In der Regel bringen die Jugendlichen ein gewisses Maß an Gebetserfahrung mit - freilich meistens nur sehr schwach ausgeprägt. Dieses gilt es zu kultivieren; darauf muss aufgebaut werden, so dass sich bei jedem einzelnen eine persönliche Gebetspraxis sowie das gemeinsame Beten mit der Kirche in der Liturgie frei und gleichsam von innen her entfalten kann.

Sei besiegelt durch die Gabe Gottes, den Heiligen Geist

Einige Grundgedanken zur Praxis der Firmpastoral, Schluß

Von Klaus Nebel

3. Ein drittes Element könnte man betiteln mit dem Begriff „Kirche erleben“. Die Jugendlichen sollen die Vielfältigkeit kirchlichen Lebens wahrnehmen, sollen erkennen können, welche Früchte aus Glaube und Gebet hervorgehen. Das kann geschehen, indem kirchliche Einrichtungen und Institutionen besucht werden, in denen bestenfalls die Firmlinge sogar sinnvoll tätig sein können. Hierbei kommt es aber weniger darauf an, viele verschiedene Einrichtungen anzugehen, als vielmehr dort einem konkreten Glaubenszeugnis zu begegnen, also mit Menschen ins Gespräch zu kommen, die aus der Motivation des Glaubens heraus ihren Dienst tun oder ihrer persönlichen Berufung folgen. Dabei ist der Besuch von kirchlichen Gremien oder Behörden für die Jugendlichen wenig interessant und hilfreich. Ein Besuch in einem Kloster, einer geistlichen Gemeinschaft oder etwa im Priesterseminar der Diözese, in einem katholischen Krankenhaus oder einer anderen sozial-caritativen Einrichtung könnte den Horizont der Jugendlichen wirklich erweitern und fordert sie eher heraus. Außerdem kann als Beispiel das Leben bestimmter Heiliger im Firmunterricht dargestellt werden.

4. Firmpastoral muss wirklich Seelsorge im engeren Sinne sein. Dieses vierte und letzte Element ist entscheidend und gibt der Firmpastoral erst Farbe und Gesicht. Firmvorbereitung darf nicht bloß eine pastorale Veranstaltung sein. Es gilt, jeden einzelnen Firmling persönlich ernst zu nehmen. Deshalb ist es wichtig, dass die Seelsorger und Katecheten eine Beziehung zu den Einzelnen aufbauen und bereit sind, sich für jeden einzusetzen. Dadurch baut jeder

Firmling auch eine eigene Beziehung zur Kirche auf. Eine persönliche Begleitung der Firmlinge sollte in der Konzeption der Firmpastoral schon strukturell verankert sein. Einzelgespräche etwa sind als Bestandteil der Firmvorbereitung unerlässlich und können außerdem auch den Empfang des Bußsakramentes vorbereiten. Der einzelne Jugendliche soll erkennen können, dass sein eigenes Leben in den Augen Gottes und der Kirche einen unendlichen Wert hat. Er muss mit seinen Freuden und Sorgen und allem, was ihn beschäftigt, bei der Kirche „landen“ können. Dadurch wird der Firmkurs auch elastisch genug, um den Jugendlichen mit ihren oft sehr unterschiedlichen Interessen und Lebenssituationen und ihren verschiedenen Bildungsgraden gerecht zu werden. Sollen



*Märtyrer und Streiter für Christus aus der Kraft der heiligen Firmung. Nikolaus Groß, Bergmann, Gewerkschaftssekretär, redakteur der „Kettler-Wacht“. *30.9.1898, hingerichtet am 23.1.1945*

die Jugendlichen, durch den Empfang der Firmung gestärkt, Zeugnis für den Glauben geben, dann müssen sie zuerst bei den Seelsorgern und Katecheten diesem Zeugnis begegnen können. Ein solcher Einsatz erfordert freilich ein ausgeprägtes Interesse am Leben der einzelnen Jugendlichen und ein entsprechend großes Engagement, einen langen Atem, ein hohes Maß an Barmherzigkeit und sehr viel Geduld. An diesem Engagement für den Einzelnen wird sich zeigen, wie viel Wert uns der Glaube der Jugendlichen ist!

Es gilt nun, diese Elemente in einem geeigneten Konzept von Firmpastoral zu verwirklichen. Dabei wird es freilich *das* Konzept nicht geben. Doch sollen hier einige Anregungen gegeben sein, bevor noch auf die inhaltliche Struktur der Katechese einzugehen ist.

Zu den Vorbereitungen eines Firmkurses gehört u. a. die Bildung einer Gruppe motivierter Katecheten, die durch ihr Beispiel in Wort und Praxis Zeugen für den Glauben der Kirche sind. Wenn möglich, können auch Firmlinge aus vergangenen Jahren bei der Firmvorbereitung mitwirken und ihrerseits ein Zeugnis geben. Die Katechetengruppe wird vom Seelsorger inhaltlich und geistlich während des gesamten Firmkurses begleitet. In gemeinsamen Treffen wird jeweils der Inhalt der Katechese und die weitere Planung des Kurses besprochen und das Gebet für die Firmlinge gepflegt. Es sollte dafür Sorge getragen werden, dass auch die ganze Gemeinde sich am Gebet für die Jugendlichen, die sich auf die Firmung vorbereiten, beteiligt.

Außerdem sollte überlegt werden, wie man die Jugendlichen für

den Firmkurs gewinnt. Ein postales Anschreiben allein ist ziemlich unpersönlich. Besser werden Jugendliche persönlich angesprochen. Es ist daher sinnvoll zu überprüfen, wo die Jugendlichen, die zum Firmkurs eingeladen werden, in der Gemeinde noch auftauchen: z.B. in der Ministrantenpastoral, im Religionsunterricht in der Schule, im Zeltlager, im Jugendclub etc. Je persönlicher der Einstieg der Jugendlichen in den Firmkurs ist, desto mehr sind sie bereit, sich auf die Firmvorbereitung einzulassen.

In der Regel beginnt ein Firmkurs mit einer Anmeldeveranstaltung, zu der alle kommen, die am Firmkurs teilnehmen wollen. Dieses erste Treffen sollte nicht durch für heutige Jugendliche unangemessene „Kennenlernrunden“ oder die Klärung organisatorischer Details überfrachtet sein, sondern vielmehr einen kur-

Katecheten unterstützt wird und christliches Miteinander gepflegt werden kann.

Eine Firmfreizeit von zwei oder mehr Tagen kann besonderen Themen ihren gebührenden Raum geben. Es ist meist sehr vorteilhaft, wenn die einzelnen Firmgruppen in ihre eigene Freizeit fahren, da die Inhalte auf eine kleinere Gruppe besser abgestimmt werden können und intensiver gearbeitet werden kann. Eine solche Freizeit kann Raum etwa für einen Einkehrtag für die Firmlinge bieten. Besonders hier können die Jugendlichen auch an Gebetsformen, wie persönliches Gebet, Schriftbetrachtung und eucharistische Anbetung herangeführt werden. Ein weiteres Thema, das in der Regel zeitlich für eine Firmstunde zu umfangreich ist, könnte das Thema Beziehung und Partnerschaft, ausgehend vom katholischen Verständnis von Ehe und Fa-

milie, sein. Die gemeinsame Freizeit soll auch eine Zeit sein, in der christliche Lebenskultur für die Firmlinge erfahrbar wird.

Wie bereits erwähnt, bilden die Einzelgespräche der Firmlinge - möglichst mit dem Priester - ein entscheidendes Element auch im Hinblick auf den Empfang des Bußsakramentes vor der Firmung.

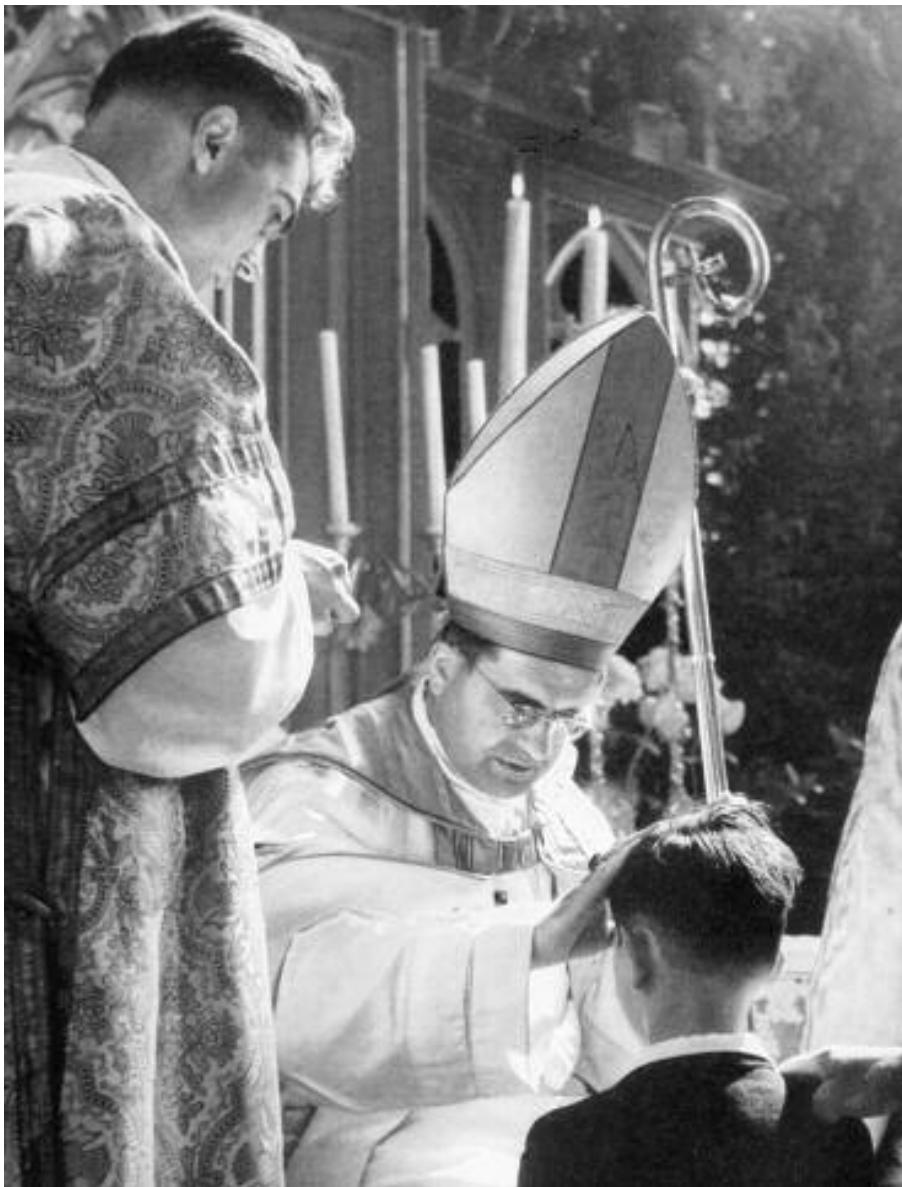
Je nach Situation und Alter der Firmlinge muss überlegt werden, inwieweit die Eltern und die Paten in die Firmpastoral integriert werden können.

Schließlich ist zu bedenken, was nach der Firmung weiter geschehen soll. Schon während des Firmkurses muss daher überlegt werden, wie die Jugendlichen auch nach der Firmung tiefer in den Glauben hineinwachsen und sich am Leben der Kirche beteiligen können.

Kern jedes Firmkurses ist die Katechese. Wichtig dabei ist, dass das intellektuelle Niveau so hoch ist, dass zwar die Firmlinge nicht überfordert, aber auch Jugendliche mit ausgeprägtem Glaubenswissen noch gefördert werden können. Dabei ist die Katechese eine Konfrontation mit dem christlichen Glauben. Vom Inhalt der Firmstunde her kann dann ihr affektives Lernziel und ihr spirituelles Element abgeleitet werden.

Für den Inhalt des Firmkurses kann ein existentieller Ansatz gewählt werden. Die Frage nach dem Sinn des Lebens bricht bei den Jugendlichen auf und kann daher zum Ausgangspunkt des Firmunterrichtes gemacht werden. Inhaltliche Grundausrichtung ist demnach, dass nur der ewige und lebendige Gott, der die Schuldigkeit und die Vergänglichkeit des Menschen aufbricht, der den Menschen aus der tödlichen Verfangenheit des bloß Irdischen befreit, also Sünde und Tod überwindet und ihm Anteil an seinem ewigen Leben gibt, allein die gültige Antwort auf die Frage nach dem Sinn des menschlichen Daseins sein kann.

Die Firmkatechese baut sich daher sinnvoll in drei Einheiten mit unterschiedlich vielen Firmstunden auf. Die erste Einheit ist eher philosophisch geprägt. Sie soll dem jungen Menschen eine intellektuelle und affektive Sicher-



heit für den christlichen Glauben geben und ihm helfen, den Glauben an den lebendigen Gott inmitten einer säkularen Welt selbstbewusst verantworten und die Defizite eines rein horizontalen oder gar atheistischen Menschenbildes erkennen und aufdecken zu können. Die erste Einheit hat daher einen anthropologischen Einstieg. Die Frage nach dem Wesen des Menschen, nach der Sehnsucht, die ihm ins Herz geschrieben ist, nach der menschlichen Freiheit und Vernunftbegabtheit, nach seiner moralischen Verpflichtung im Gewissen, schließlich nach seiner Seele kann den Ausgangspunkt bilden. Von hier aus kann das christliche Menschenbild entfaltet werden.

Weiter kann die Spannung zwischen Glauben und Wissen thematisiert werden, um den Jugendlichen, die oft kognitiv in ausschließlich naturwissenschaftlich-technischem Denken gefangen sind, die Logik geisteswissenschaftlichen Denkens und die Notwendigkeit der geisteswissenschaftlichen Durchdringung der Wirklichkeit näher zu bringen. Diese soll nicht nur segmenthaft experimentell, sondern ganz und ihrem Wesen nach wahrgenommen werden, und das nicht zuletzt auch im Hinblick auf das Erkennen der Wahrheit. Die bloß naturwissenschaftliche Betrachtung der Wirklichkeit ist defizitär. Glauben bewegt sich außerdem nicht im Bereich des Ungewissen, ist kein Vermuten, stellt also keinen Gegensatz zum Wissen dar, sondern ist dessen notwendige Grundlage und Entsprechung.

In diesem Zusammenhang kann der Frage nach der Existenz Gottes nachgegangen werden, etwa durch die Behandlung eines klassischen Gottesbeweises.

Schließlich ist auf die Frage nach dem Sinn des menschlichen Lebens selbst einzugehen. Die Verfangenheit des Menschen in Schuld sowie die Begrenzung seines Lebens durch den Tod, stellen den Sinn des menschlichen Daseins radikal in Frage.

Die zweite Einheit entfaltet, ausgehend vom Glaubensbekenntnis, den Glauben an den dreifaltigen Gott und gibt damit die christliche Antwort auf die Frage nach dem

Sinn. Hier kann der Begriff der Offenbarung eingeführt werden. In einem Exkurs kann auf die Weltreligionen eingegangen und die Einzigartigkeit Jesu Christi herausgestellt werden. Zunächst müssen die Jugendlichen nun den (praktischen) Umgang mit der Heiligen Schrift erlernen. Dabei kann auch der Frage der Inspiration nachgegangen werden.

Schließlich werden Grunddaten der Heilsgeschichte an Texten aus der Heiligen Schrift behandelt, wobei mindestens Schöpfung und Sündenfall sowie das Leben, Sterben und Auferstehen Jesu Christi Inhalt sein und genau besprochen werden müssen, so dass der Zusammenhang von Sünde, Tod, Erlösung und Auferstehung deutlich wird.

Die dritte Einheit bezieht sich auf die Kirche und das Leben des Christen. Durch das Wirken der Kirche erhält der Mensch Anteil an Tod und Auferstehung Christi, Anteil am Leben Gottes, in der Kraft des Heiligen Geistes. Von hier aus kann die inhaltliche Brücke zur Sinnfrage wieder geschlagen werden. Dabei sind das Wesen der Kirche, ihre Verfasstheit und ihre sakramentale Struktur zu erklären und die einzelnen Sakramente zu besprechen. Besonders ist auf die Taufe einzugehen, um von hier aus deutlich zu machen, was ein Christ ist. Auch das Sakrament der Eucharistie ist seinem Wesen und seiner liturgischen Feier nach zu behandeln. Weiter ist das Bußsakrament ausführlich Thema, um die Jugendlichen auch auf den Empfang dieses Sakramentes gut vorzubereiten.

Schließlich ist die Firmung der entscheidende Gegenstand der Katechese. Dabei sollte nicht erst jetzt die Firmung zur Sprache kommen, auch wenn sie an dieser Stelle nun ausführlich behandelt werden kann. Die Firmung vollendet und bekräftigt die Gemeinschaft des Menschen mit dem ewigen Gott, der uns durch Christus und in der Kraft des Heiligen Geistes in der Kirche seine Gemeinschaft und damit sein ewiges Leben schenkt und der so die Antwort auf das Rätsel des menschlichen Daseins ist, womit die Ausgangsfrage nach dem Sinn des Lebens auch hier noch einmal aufgegriffen ist.

Dieses neue Leben in Christus, das dem Menschen von Gott geschenkt ist, ist Gabe und Aufgabe zugleich. Daher sollte auch die Frage nach einem christlichen Lebenswandel, nach der christlichen Moral ausdrücklich thematisiert werden. Denn die Sakramente rufen uns

Die Firmung vollendet die Taufgnade. Sie ist das Sakrament, das den Heiligen Geist verleiht, um uns in der Gotteskindschaft tiefer zu verwurzeln, uns fester in Christus einzugliedern, unsere Verbindung mit der Kirche zu stärken, uns mehr an ihrer Sendung zu beteiligen und uns zu helfen, in Wort und Tat für den christlichen Glauben Zeugnis zu geben.

KKK 1992, Ziff. 1316, S. 363

dazu, dass wir das, was wir in ihnen empfangen haben, nun unsererseits mit Leben erfüllen und fruchtbar machen. Die Sakramente wollen nicht in eine Fruchtlosigkeit hinein gespendet werden. Besonders im Zusammenhang mit dem Sakrament der Ehe ist darum - wie bereits oben erwähnt - das christliche Verständnis von Partnerschaft, Ehe und Familie zu behandeln. Außerdem dürfen die Themen Nachfolge und Berufung auf keinen Fall fehlen. Gerade letzteres ist freilich weniger eine Frage kognitiver Auseinandersetzung. Vielmehr ist es die Aufgabe der Seelsorger und Katecheten, die Jugendlichen im Verlauf des Firmkurses und auch noch nach der Firmung tiefer in ein christliches Leben einzuführen und ihnen zu helfen, den Weg zu finden und zu gehen, auf den Gott sie ruft. Das Engagement in der Firmvorbereitung wird nicht bei allen Firmlingen die gleichen Früchte hervorbringen. Diese Realität macht schon das Gleichnis vom Sämann deutlich. Bei manchem wird die Saat auch erst viel später aufgehen und Frucht bringen. Und doch ist die Anstrengung wirklich lohnend. Denn bei aller Mühe bleibt doch die große Zusage des Evangeliums, dass ein Teil auf guten Boden fällt und Frucht bringt, teils hundertfach, teils sechzigfach, teils dreißigfach. □

Menschliche Größe oder perfektes Genom?

Forschung ohne Grenzen, Markt ohne Preis / Vom Sinn des Leidens oder Was Behinderte und Genies uns in der Bioethik-Debatte zu sagen haben

Von Jürgen Liminski

Das Gute und Schöne hat Konkurrenz bekommen. Es ist der Standort. In jeder Diskussion über ethische Fragen wird neuerdings der Standort Deutschland als Argument genannt. Das ist zwar meistens sachfremd, hat aber den Vorteil, den Gegner in der Diskussion zu erschlagen. Vor allem wenn es um Arbeitsplätze oder Wettbewerbsfähigkeit im internationalen Konzert geht. Nun wäre dies Argument leicht zu widerlegen. Aber im emotional überschwenglichen Deutschland geht es in der öffentlichen Debatte nicht nur um Sachlichkeit und Stimmigkeit, geschweige denn um Wahrheit, sondern auch um die Anzahl derer, die ein Argument vertreten, also die Abstützung durch die Demoskopie, und um die Art und Weise sowie das Amt, das einen Diskutanten offenbar mit besonderer Autorität ausstattet. Wenn etwa der Präsident der Deutschen Forschungsgesellschaft Ernst Ludwig Winnacker oder der Bundeskanzler das Wort von der Aufklärung und dem Dienst am Menschen beschwören oder ein Plädoyer für den Standort Deutschland halten, dann werden Andersdenkende amtlich und wissenschaftlich verfehmt, dann wird der

Dialog zum Monolog einer Denkkaste. So geschehen Anfang Juli während der Jahresversammlung der Deutschen Forschungsgesellschaft.

Der Monolog gilt der Bioethik und der Kritik an den Absichten der Schröder-Gruppe, hier „ohne Scheuklappen“ das Ziel der Arbeitslosigkeit zu bekämpfen und damit die Macht des rotgrünen Kanzlers zu sichern. Wenn es nur um Fragen der Gesundheit und der Heilungschancen ginge, dann wäre nicht zu verstehen, warum auf einmal mit so viel Verve der schwarzrotgoldene Standpunkt vertreten werden soll. Denn importieren könne man doch allemal die notwendigen Gen-Teile, und in einem Europa der Freizügigkeit und des unbegrenzten Binnenmarktes müßte es auch möglich sein, sich in Frankreich, England oder Holland behandeln zu lassen. Warum sollte der Gesundheitsmarkt nicht vereinheitlicht werden? Warum muß Deutschland, ausgerechnet Deutschland das Experimentieren am Menschen mitmachen? Warum

sollen alle Begrenzungen in diesem Bereich fallen und der Selektion – diesmal nicht nach Rasse, sondern nach Genom – freie Bahn geschaffen werden? Und für die Forscher a la Winnacker stellt sich die Problematik ähnlich dar. Sie wollen forschen ohne Begrenzung, auch ohne ethische, ganz edel „als Dienst am Menschen“. Dass dabei andere Menschen, wenn auch erst in einem ganz frühen Stadium, aber mit einzigartiger genetischer Identität, „verbraucht“ werden, wie es verharmlosend statt „töten“ heißt, darüber darf nicht gesprochen werden. Das verbietet die von der Amtsautorität gestützte politische Korrektheit.

Es geht um Profit. Den Gewinn der Forscher und den der Machtpolitiker. Die von Winnacker und Schröder empört zurückgewiesene „unzulässige Nähe zu rein wirtschaftlichen Motiven“ darf man getrost als Faktum verbuchen. Es gibt diesen Markt, und je größer der Marktanteil, umso größer der politische Einfluss. Die Fachjournalistin Ursel Fuchs beschreibt in

Unwiderruflicher Schritt von einem Was zu einem Jemand: Der Moment der Verschmelzung von Samen- und Eizelle. In diesem Moment, da die Samenzelle in die Eizelle eindringt, entsteht eine neue genetische Identität. Dieser Schöpfungsakt macht das Individuum, den Menschen, die Person aus.



Du sollst nicht töten: Das Gebot gehört zu den Fundamenten der Zivilisation, so wie die Zehn Gebote insgesamt der Gesellschaft der Menschen ein sittliches Gefüge geben, das auf der Würde der von Gott geschaffenen Personen beruht. Auch Embryonen sind Personen. An dieser Ur-Eigenschaft des Menschen, die ihm mit der Schöpfung verliehen wird, ändert die spätere Beschaffenheit der leiblichen und geistigen Hülle der Person nichts.

ihrem jüngsten Buch „Die Genomfalle“ das Wachstum des Marktes so: „Weltweit sieht die Industrie den genetischen Code als Basis für neue Pharmaprodukte. Gewebe und Blut von Kranken, aber auch und vor allem von Embryonen und Föten, von Familien und ethnischen Gruppierungen mit hohem Krankheitsrisiko sind willkommenes Labor- und Datenmaterial. Patente garantieren Monopolnutzung für 20 Jahre. Lizenzen bringen Gebühren. Am Gesamtmarkt biotechnologischer Produkte nimmt der Bereich Gesundheit und Pharma den Löwenanteil ein. Er wuchs weltweit von 550 Millionen Dollar im Jahre 1987 auf rund 13 Milliarden 1995 und ist seither weiter expandiert.“

Das Buch erschien vor einem Jahr. Die Zahlen sind eher nach oben zu korrigieren, der Markt wächst, und die Politik marschiert mit. Die Niederlande und Großbritannien haben dabei die wenigsten Skrupel. Das Parlament in Den Haag hat bereits vor einem halben Jahr ein Gesetz über aktive Sterbehilfe verabschiedet, London erlaubt das therapeutische Klonen, Frankreich wird vermutlich nachziehen. Die Gefechtslage ist überall gleich. Auf der einen Seite stehen die Befürworter eines totalen Laissez-faire in der Gentechnik eben mit dem Argument, hier gehe es um die Gesundheit schwerkranker Menschen, auf der anderen diejenigen, die vor der kapitalen Macht des Marktes und der Enteignung der Menschlichkeit warnen, falls die Möglichkeiten der Gentechnik nicht ethisch eingeeignet würden.



Zu den warnenden Stimmen gehört auch die des Bundespräsidenten. Seine Berliner Rede zu diesem Thema hat Schröder verärgert, nicht erschüttert. Er bohrt weiter an der Auflösung ethischer Argumente. In diesem Kampf zwischen Ethik und Markt hat die Ethik kurzfristig wenig Chancen. Das liegt auch daran, dass Prinzipien der Stoff sind, aus dem die Argumente gewebt werden. Aber prinzipiell zu argumentieren, greift zu kurz. Prinzipien können verneint werden, und genau das geschieht. Übrigens im Namen anderer Prinzipien, etwa der Aufklärung oder schlicht des Prinzips der Prinzipienlosigkeit. Für die Prinzipienlosen zählt nur der unmittelbare Nutzen. Die Würde des Menschen wird von solchen Verfechtern des Nützlichkeitsdenkens oder von Ideologen schlicht in Abrede oder auf Voraussetzungen gestellt, die sie de facto ausschalten, etwa der willkürlich gesetzte Zeitpunkt des Beginns menschlichen Lebens (Nida-Rümelin), oder die historisch-kulturellen Einflüsse, die den Menschen auch bestimmten (so Bundeskanzler Schröder in Anlehnung an den australischen Wissenschaftler Singer, bei dem die Menschenwürde an das Bewußtsein gekoppelt ist, Kleinkinder hätten hier keine unverletzliche Würde.

All diese Nützlichkeitsapologeten und Propheten des neuen

schönen Homunculus schlagen vielen Menschen ins Antlitz. Denn es gibt sie, die Menschen, die trotz Gebrechen und Behinderungen das Leben meistern und so eine Bestätigung für die Würde des Menschen und der Person liefern, ein im wahrsten Sinn des Wortes lebendiges Zeugnis für das Argument des Lebens. Sie machen ihre genetische Identität, die mit der Verschmelzung von Ei- und Samenzelle in die Existenz gerufen worden ist, zum selbst gemeisterten Schicksal. Insofern liegt menschliche Größe auch in einem genetisch defekten Embryo. Und in seiner todbringenden Selektion eine – künftig vielleicht staatlich autorisierte - Barbarei (siehe Kasten).

Von solchen gemeisterten Lebensschicksalen gibt es mehr, als man gemeinhin weiß. Es sind Schicksale aus dem Alltag, Menschen von nebenan. Zum Beispiel die Geschichte von Waltraud David, Jahrgang 46, blind geboren, ist sie nach der Operation eines Hirntumors seit ihrem 21. Lebensjahr auf den Rollstuhl angewiesen. Sie lebt am Rand des Existenzminimums, aber in der eigenen Wohnung und nicht im Heim, wie die Angehörigen das wollten. Immer wieder wird sie als „bildungsunfähig“ abgestempelt, dennoch macht sie die Amateurfunkprüfung, obwohl es das Lernmaterial nicht in Blindenschrift

gibt. Sie kann mit dem Computer umgehen, und seit die Sozialgesetze in Blindenschrift vorliegen, lässt sie sich auch auf den Sozialämtern nicht mehr demütigen. Sie kennt ihre Rechte und hilft anderen im Kampf gegen die verständnislose Umwelt. Was sie erlebt hat, wäre Stoff für einen Roman von Viktor Hugo, Alexandre Dumas oder Charles Dickens. Die Blindenanstalt mit dem Schlafsaal für 22 Mädchen im Alter von sechs bis 17 Jahren, drakonische Strafen beim geringsten Fehlverhalten, die Angehörigen, die sich ihrer schämen und sie abschieben wollen, die spätere Hausbewohnergemeinschaft, die keine Behinderte in ih-

rer Mitte haben will, und immer wieder die Erfahrung, dass behindert gleichgesetzt wird mit „doof“. Und dennoch sagt die heute 54jährige: „Ich liebe das Leben, ich liebe die Welt“.

„Jetzt erst recht“ heißt das Motto von Waltraud David, und nicht nur von ihr. Immer wieder stossen Behinderte auf banale Hürden, die ihnen eine Ausbildung verwehren. Für die meisten hat erst die Arbeit in einer Selbsthilfegruppe das Tor zu einem relativ normalen Leben aufgetan. Viele kämpfen um ihren Job, nicht weil sie dessen Anforderungen nicht erfüllen könnten, sondern weil man ihnen einfach

nicht zutraut, mit den Schwierigkeiten fertig zu werden. 188.000 der Schwerbehinderten sind arbeitslos, das entspricht 18 Prozent. Zwei Drittel von ihnen haben eine abgeschlossene Berufsausbildung. Zwar muß jeder größere Betrieb (mehr als hundert Arbeitsplätze) sechs Prozent Behinderte einstellen, aber nur zwölf Prozent der Betriebe halten sich daran. Die anderen kaufen sich von dieser Pflicht frei, indem sie pro Monat für jeden nicht angestellten Behinderten 200 Mark zahlen. So beschäftigen mehr als 71.000 Arbeitgeber trotz der Pflichtquote keinen einzigen Schwerbehinderten.

Zentraler Auftrag der Kirche

Die Epoche der Weltanschauungsdebatten ist vorbei. Es hat die Epoche der Menschenanschauungsdebatten begonnen. Ob jemand Christ ist, das wird sich in vielen Gesellschaften bald daran zeigen, ob er die Würde jedes Menschen von der Zeugung bis zum Tod achtet oder ob er Menschen nur dann einen Wert zuspricht, wenn sie bestimmte mehr oder weniger nützliche Eigenschaften besitzen. Die jüngste barbarische Euthanasiegesetzgebung in den Niederlanden, die weltweite Abtreibungsmentalität, die respektlosen Vorstellungen von der Herstellung „qualitätsvoller“ Menschen sind Folgen einer Entwicklung, die den Menschen nicht als Geschöpf Gottes, sondern von seiner Entstehung an bis zu seinem Tod als herstellbares und verfügbares Objekt menschlicher Technik begreift.

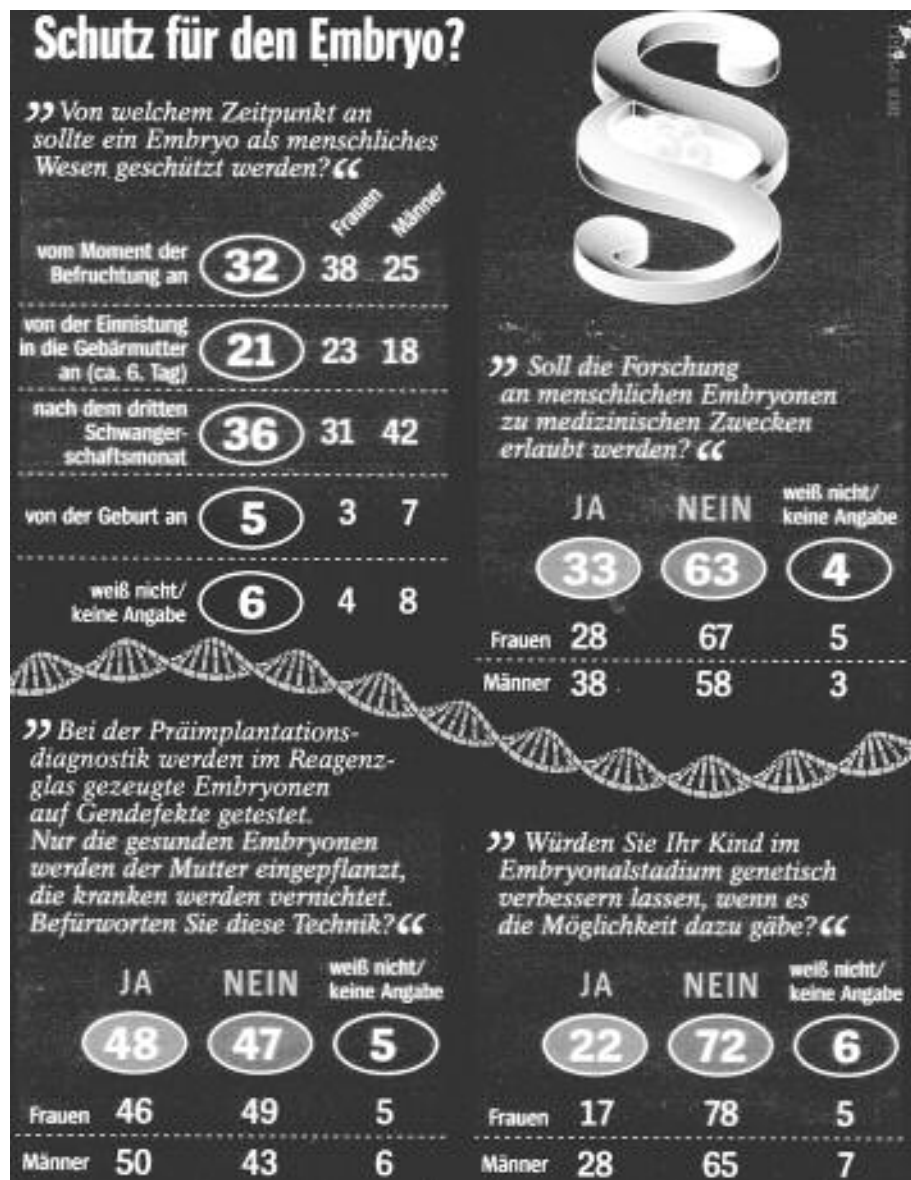
Die Kirche hat sich dieser Entwicklung schon früh in den Weg gestellt. Nicht dem technischen Fortschritt hat sie sich entgegengestellt. Sie hat vielmehr den Fortschritt verteidigt, der aber an der Würde des Menschen seine Grenzen hat.zweifellos macht der technische Eingriff in die Entstehung des Menschen den

Menschen letztlich bloß noch zum Objekt, löst seine Zeugung aus dem ganzheitlichen Akt der liebenden Vereinigung von Mann und Frau.... Hier muß ganz eindeutig festgestellt werden: Samenzelle und Eizelle sind zunächst keine Menschen, aber mit der Verschmelzung von Samen- und Eizelle vollzieht sich ein unwiderruflicher qualitativer Schritt aus einem Was zu einem Jemand. Ab diesem Zeitpunkt entwickelt sich in einem kontinuierlichem Prozess dieser Jemand zu einem ausgewachsenen Menschen. Der Embryo entwickelt sich *als* Mensch und nicht *zum* Menschen. Christen, die an einen Gott glauben, der den Schwachen und Hilflosen besonders nahe ist, werden aufgerufen, sich gerade um die Schwächsten der Schwachen besonders zu sorgen. Das menschliche Leben im Reagenzglas ist nicht geschützt durch die spontane emotionale Tötungshemmung, die ein Kindergesicht auslöst. Ähnliches gilt für die Abtreibung.Mit dem Einfrieren eines Embryos wird künstlich der Entfaltungsweg eines Menschen durch Unterkühlung gestoppt. Tatsächlich ist hier ein Mensch – im wahrsten Sinn des Wortes – kaltgestellt. Dass er nicht für die Gewinnung von embryonalen Stammzellen getötet werden darf, auch

wenn es zu Heilungszwecken dient, müßte selbstverständlich sein. Ich kann und darf nicht einen Menschen opfern, um einen anderen zu heilen. Hier soll sich die Wissenschaft der Erforschung von adulten Stammzellen widmen, aus denen man gegebenenfalls – wie viele Naturwissenschaftler sagen – zu denselben Ergebnissen kommt, ohne dass man dafür Embryonen töten muß. An dieser Stelle sei ausdrücklich betont, dass es sich hierbei nicht um eine katholische Sonderethik handelt, sondern um den Menschen in seiner ureigenen Verfasstheit. Mensch ist, wer vom Menschen abstammt... Während der Trend heute dahin geht, gerade den schwächsten Menschen das Menschsein abzusprechen, hat die Kirche gelegen und ungelegen die Botschaft zu verkünden, dass der Herr für alle Menschen gestorben ist und gerade den Schwächsten, den ungeborenen Menschen, den Alten, Kranken und Behinderten besonders nahe ist. Wenn der Mensch der Weg Gottes durch die Geschichte ist, dann ist die konkrete und kompetente Verteidigung der Würde jedes Menschen zentraler Auftrag der Kirche und aller Menschen, die guten Willens sind.“

Manchmal hilft die Familie. Die Eltern der contergan-geschädigten Theresia Degener kämpften zäh mit den Behörden, bis ihre Tochter in die Regelschule aufgenommen wurde. Heute ist Theresia Degener, die Frau ohne Arme, Juraprofessorin und eine international angesehene Expertin für Menschenrechte. Schon oft sei sie aus Restaurants herausgeflogen, weil sie statt mit Händen mit den Füßen esse. Die Gesellschaft mag keine Andersartigen. Aber gerade sie haben oft das Schicksal der Gesellschaft bestimmt, sei es durch Erfindungen, durch politische Führung oder durch historische Taten. Thomas Alva Edison, der Erfinder des Phonographen, eines Vorläufers des Plattenspielers, war taub. Auch Beethoven komponierte in den späten Jahren ohne zu hören. Der motorisch schwerbehinderte Kosmologe und Physiker Stephen W. Hawking überrascht mit seinen Erkenntnissen immer wieder die Welt, und der amerikanische Präsident, der die Alliierten zum Sieg über Hitlerdeutschland führte, Franklin Delano Roosevelt, litt an Kinderlähmung und war seit seinem 39. Lebensjahr an den Rollstuhl gefesselt. 24 Jahre lang machte er Politik vom Rollstuhl aus, zäh, willensstark, schonungslos gegenüber sich selbst. Der Astrophysiker Hawking, dessen Buch „Eine kurze Geschichte der Zeit“ zum Bestseller wurde, leidet an ALS – Amyotrophe Lateralsklerose, eine als unheilbar geltende Erkrankung der Nervenzellen, die im Rückenmark und Gehirn die Muskelbewegungen steuern. Eine Krankheit, die bei einem Gentest oder bei einer vorgeburtlichen Untersuchung vermutlich erkannt worden wäre. Dennoch schrieb die liberale „Zeit“ einmal von ihm: „Hawking ist vielleicht mehr Mensch als wir alle. Sein Körper ist so elend und nutzlos, wie man es sich nur vorstellen kann, doch sein Geist zieht freier durch das Universum als jeder andere“.

Freiheit, Willenskraft, Intelligenz, Selbstachtung, Würde – all diese Begriffe gerinnen in den Leben vieler behinderter Menschen zum Zeugnis der Menschlichkeit. Natürlich liegt in den Behinderun-



gen und Gebrechen auch Leid, aber gerade in der persönlichen Überwindung dieses Leids auch die menschliche Größe. In der Diskussion um die Gentechnik und das therapeutische Klonen jedoch geht es nicht um die Überwindung des Leids, sondern um dessen Verhinderung und Verhütung. Im Prinzip ein edles Motiv, aber auch eines, das in seiner Absolutheit das Humanum verhütet.

Der gemeinsame Nenner von Verhütung bis Euthanasie ist der Eingriff in die Natur. Wo fängt der Eingriff an? Für manche schon bei der Bestimmung des Geschlechts oder der Augenfarbe. Es gibt bereits Firmen, die die Genwahl anbieten unter dem Motto: Schaffen Sie sich ihr eigenes genetisch ge-

sundes Kind. Per Mausclick kann man dann die Eigenschaften auswählen – und die Natur weitgehend ausschalten beziehungsweise manipulieren. Solche Entwicklungen enden bei der Uniformierung, bei der Norm, die der endliche Mensch sich setzt im Wahn nach totaler Sicherheit. Das ist dann die genormte Lebensform – früher hieß es Familie – mit maximal zwei Kindern, reich an Genen, arm im Geist, mit viel individueller Sicherheit und wenig Menschlichkeit. Und dennoch bleibt der perfekte Mensch eine Utopie, schon weil er trotz allem in Gemeinschaft leben muß und die Beziehung zu anderen es ist, die sein Leben, ja seine Identität ausmachen. Yo soy yo y mis circunstancias – ich bin ich plus meine Umstände, so definierte

der Gesellschaftsphilosoph Ortega y Gasset schon vor achtzig Jahren die Identität des Menschen. Zu ihr gehört unabdingbar die Gemeinschaft, selbst in ihrer Extremform als Eremit, der nur mit sich und Gott lebt. Der auf die Spitze der Retorte getriebene Individualismus aber tötet den Gemeinsinn, er reduziert die schicksalsspendende Beziehungsdichte des Menschen. Und verhindert und verhütet damit auch den menschlichen Reichtum der Gesellschaft.

Auch hierfür gibt es Beispiele, wie ebenfalls die Geschichte lehrt. In der Tat, ohne ein Stück menschliche Ungewißheit wären die Deutschsprachigen um einen Amadeus Mozart oder Johann Sebastian Bach, um einen Otto von Bismarck, einen Freiherrn vom Stein, einen Imanuel Kant, Franz Schubert, Carl Maria von Weber, Ludwig van Beethoven oder Georg Friedrich Händel ärmer. Denn all diese Menschen, denen man geniales Wirken und Talent nachsagt, sie wären in der heutigen Durchschnittsfamilie von 1,2 Kindern erst gar nicht geboren worden. Sie hatten alle mindestens drei ältere Geschwister, Schubert, Weber, Bach, Händel und Mozart sogar sechs. Wieviel Ungewißheit also verträgt der moderne Mensch? Wie tief will er in die Natur eingreifen, um sich Gewißheit zu verschaffen? Was ist ihm die Risiko-Minimierung des Einzelnen wert, selbst wenn dadurch die Gesellschaft menschlich verarmt?

Die totale Prävention hat ihren Preis. Die Geschichte aber lehrt uns, dass der Mensch unbezahlbar ist, sowohl die Geschichte des Alltags wie auch die Geschichte der Menschheit. Der Mensch hat verlernt, mit dem Risiko und dem Leid zu leben. Aber es gibt die Vollkasko-Gesellschaft nicht. Die Suche nach ihr im Gen-Paradies führt geradewegs in die Barbarei. Was früher die menschenverachtende braune Ideologie vermochte, Experimente am Menschen, dazu verleitet heute der Ich-Wahn nach totaler Sicherheit in jedem Bereich. Er schafft die Nachfrage und damit den Markt. Dass China führende Macht auf dem Gentechnik-Markt werden will, wen wundert's. Dass Estland und Island Geist und Genom ihrer Bevölkerungen in Karten und Retorten festhalten und so ihre Länder in Labors der Biotechnologie verwandeln, erstaunt schon eher. Die Manipulationsmacht, die sich hinter diesem Labor-Material verbirgt, und die Erwartungen, die damit geweckt werden, sind nicht abschätzbar. Wer weiß schon von den Heutigen, wie die Künftigen über diese Informationen verfügen werden? Die Freiheit wird potentiell eingepfercht, mit ihr die volle Achtung der Menschlichkeit. Schon deshalb darf die Standortfrage nicht das letzte Argument sein. Arbeitslosigkeit ist schlimm, der Verlust des Menschlichen ist schlimmer.

Gewiß, das Leiden mindern. Niemand schließt diese Möglich-

keit aus, solange die Würde unangetastet und das Recht auf Leben erhalten bleibt. Die Forschung hat ihr Recht und ihren Raum. Auch das Recht auf Gesundheit hat seinen Platz, allerdings nicht auf Kosten des Lebens. Hier ist die Abwägung zu treffen. Das Leid ist nicht vollkommen auszuschließen. Vielleicht ist der Tod der von der Forschung „verbrauchten“ oder durch PID-erkannten Embryonen im Einzelfall zu verdrängen oder nicht spürbar. Die Gemeinschaft wird es spüren, wenn mit dem Leid die Freiheit stirbt und neues, anderes Leid gebiert. Der Rückfall in die Barbarei wird auch den menschlichen Erfahrungshorizont verengen. Das Glück wird reduziert auf biologische Momente: Satt, sauber, gesund. Menschlich ist das nicht.

Es ist eine Frage nach dem Glück, die Frage nach dem Sinn des Leidens zu stellen. In der Gentechnik-Debatte aber kommt die Frage nach dem Sinn des Leidens kaum noch vor. Sie ist auch nur ahnungsvoll zu begreifen, wenn man über den Tag hinaus denkt. Es wäre eine Aufgabe der sinnstiftenden Institutionen, insbesondere der Kirchen, in der wogenden Debatte auf das Zeugnis von Behinderten, von Eltern, die ein Stück Ungewißheit akzeptieren, und auf die Folgen der Verhütungsmentalität hinzuweisen. Es geschieht auch schon hier und da. Kardinal Meisner hat mit seinem mutigen Vorstoß gegen die Königsteiner Erklärung die Zusammenhänge aufgezeigt. Es bedarf in der Tat guten Mutes, heute der vollen Menschlichkeit – und dazu gehören Leid und Ungewißheit – das Wort zu reden. Aber wenn es nicht geschieht, droht diese Gesellschaft ärmer zu werden und schließlich in ihrem materiellen Reichtum unterzugehen. An diese Wegmarke hat uns die Debatte auch geführt – an der Hand von Behinderten. □



Freude am Leben: menschliche Größe meistert jedes Leid. Mutter und Tochter mit einem Down-Syndrom Kind

Wir leben in einer Zeit, in der sich die Ereignisse jagen. Dies gilt ohne Zweifel für Forschung, Entwicklung und Technik, aber es gilt auch für die Kirchengeschichte. Nur wer das Gespür für historische Vorgänge und Dimensionen verloren hat, wird nicht wahrnehmen, welche Meilensteine Johannes Paul II. auf dem Weg der Kirche seit Beginn seines Pontifikates gesetzt hat. Seine 98. Pastoralreise in die Ukraine war nicht einfach die Fortsetzung der vorausgehenden nach Georgien, Rumänien oder Griechenland. Sie ging in ein Herzland der Orthodoxie, dorthin, wo russisch-orthodoxe und mit Rom unierte griechisch-katholische Christen, beide in bedeutender Zahl, zusammenleben. Zwischen ihnen bestanden seit Jahrhunderten Spannungen und Konflikte. Gelingt dort die Aussöhnung, dann eröffnet sich eine weittragende Perspektive für die Einheit der Kirche im gegenseitigen Respekt vor der unterschiedlichen kulturellen Ausprägung. „Ich bin nicht gekommen, um zu missionieren“, hat Johannes Paul II. den führenden Männern der russisch-orthodoxen Kirche zugerufen. Die ausgestreckte Versöhnungshand des Papstes wurde von dieser – noch nicht – angenommen. Das Volk sieht den Zweck dieser Pastoralreise teilweise anders als die russisch-orthodoxen Führer. „In mehreren Umfragen beurteilten klare Mehrheiten der Befragten den Papstbesuch in Kiew positiv“. (Konradsblatt 27/01, S.3). Wo liegen die wahren Gründe für das Verhalten der russisch-orthodoxen Kirchenführung? Aufschlussreich ist ein Interview (30 Tage, Nr. 3/01, S.10 ff) mit dem ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel Bartholomaios I. zur Papstreise nach Griechenland und in die Ukraine: „Das Problem zwischen Katholiken und Orthodoxen liegt nicht in den ‚Ausübungsmodalitäten‘ des petrinischen Primates, sondern in der grundlegenden Divergenz bei der Begründung desselben. Wir Orthodoxen erkennen keinen ‚Primat der Macht‘ an, lediglich einen Ehrenprimat ‚inter pares‘. Es ist nicht möglich, dem Papst diesen Primat eines ‚Dienstes‘ zuzuerkennen, wenn nicht zuerst die Einheit der Kirchen

Auf dem Prüfstand

im Glauben der ungeteilten Kirche kommt. Daher stellt der Primat – wie er im Westen formuliert wurde – einen Punkt dar, an dem sich die Geister scheiden, was aber nicht bedeutet, dass es, falls man sich darüber einigen könnte, zu einer Einigung der Kirchen kommen könnte. Leider sind die Kirchen über vieles geteilter Meinung.

Ein anderer Punkt, über den wir uns nicht einig werden können, ist die Frage des Uniatismus... Wenn die römisch-katholische Kirche wirklich die Einigung mit den Orthodoxen will, muss sie sich die Frage stellen, was denn letztendlich Sinn und Zweck des Uniatismus sei... Ist es legitim, dass von zwei Kirchen, die denselben Glauben haben, eine innerhalb ihrer territorialen Grenzen über eine Herde verfügt, die von der anderen getrennt ist? Sicher nicht. Daraus ergibt sich, dass der Uniatismus eine Art ‚Unterwerfung‘ der orthodoxen Kirche bedeutet – folglich die ‚Absorbierung‘ ihrer Herde – alles andere als eine ‚Vereinigung‘ gleichwertiger Kirchen. Es ist also nur natürlich, dass die orthodoxe Kirche auf dieses ‚Absorbieren‘ ihres Volkes reagiert und feststellt, dass das all dieselben Wurzeln wie der ‚Primat‘ hat, die Wurzel der Macht, die an die Stelle des evangelischen Prinzips der Diakonie getreten ist“. So der Patriarch.

Zusammengefasst heißt dies: zwischen den Katholiken und den Orthodoxen gibt es eine unterschiedliche Begründung des Primats. Für die Katholiken hat der Nachfolger des Hl. Petrus eine echte Vorrangstellung. Für die Orthodoxen ist er Primus inter pares, d.h. Erster unter Gleichgestellten. Für Bartholomaios I. fehlt außerdem zwischen Katholiken und Orthodoxen die Einheit im Glauben. Schließlich bedeutet für ihn der sogenannte Uniatismus, d.h.

die Existenz der mit Rom unierten griechisch-katholischen Christen keine Vereinigung, sondern eine Unterwerfung, die als Wurzel, wie der päpstliche Primat, die Macht habe.

Nun hat der interorthodoxe Disput zwischen der romverbundenen griechisch-katholischen und der moskautreuen orthodoxen Kirche tatsächlich mit Macht zu tun. Allerdings in einem anderen Sinne, als dies Bartholomaios I. meint. Die mit Rom verbundenen griechisch-katholischen Christen der Westukraine waren stets die Vorkämpfer einer von Moskau unabhängigen Ukraine. Die Trennung bedeutet nicht nur einen Machtverlust für den russischen Staat, sondern auch für das Moskauer Patriarchat. 1991 unterstanden in der Ukraine noch rund 15.000 Pfarreien dem Patriarchat von Moskau (im gesamten Russland waren es nur 6000). Danach hat sich über die Hälfte von ihnen dem Moskauer Einfluss entzogen. Der Moskauer Patriarch Alexej II. erklärte am 15.02.01 in einem Interview mit der Moskauer Tageszeitung „Segodnia“: „Die katholische Kirche hat auf dem Territorium Russlands, der Ukraine, Weißrusslands, Kasachstans eine weitreichende Aktivität des Proselytismus entfaltet. Gleichzeitig haben die Uniaten im Westen der Ukraine die Kirchen in Beschlag genommen und es den Orthodoxen unmöglich gemacht, ihre religiösen Bedürfnisse zu befriedigen“ (30 Tage Nr. 3/01, S.23). Der Moskauer Patriarch hat vergessen, dass es sich bei dieser Rückgabe der Kirchen um die Wiederherstellung des ursprünglichen Zustandes handelte. Denn diese Kirchen waren den mit Rom unierten griechisch-katholischen Christen vom Staat, aber mit Billigung der Orthodoxen, weggenommen worden. Der Moskauer Patriarch hat weiter vergessen, dass die orthodoxe Kirche in Russland alles getan hat, damit sie nach der Wende wieder in eine privilegierte Stellung, eine Art Staatskirche, wie das in der Vergangenheit typisch war, kam. Alle übrigen Religionsgemeinschaften, auch die katholische, sollten dem gegenüber in ihren Aktivitäten beschränkt werden. In diesem Sinne spielen Macht und auch Geld in der religiösen Auseinandersetzung in Russland und der Ukraine tatsächlich eine wichtige Rolle. Trotzdem

wird die Ökumene auch in der Ukraine Fortschritte machen. Ein ökumenischer Stillstand oder gar eine ökumenische Eiszeit wird trotz versteckter Androhungen nicht kommen. Papst Johannes Paul II. hat bei seinen Pastoralreisen in Georgien, in Rumänien und sogar in Griechenland den Eispanzer aufgebrochen. Der unerwartet große Zuspruch, den er in der Ukraine erfahren hat, wird auch in Russland das Eis zum Schmelzen bringen.

Hubert Gindert

LER oder ein neues Konzept für den Religionsunterricht

Beim Bundesverfassungsgericht (BVG) ist eine Klage der katholischen und der evangelischen Kirche, der CDU/CSU Bundestagsfraktion und einiger Eltern zum Schulfach „Lebensgestaltung – Ethik – Religionskunde“ (LER) gegen das Land Brandenburg anhängig. In der Sache geht es bei dem enormen Kontrollverfahren darum, zu prüfen, ob LER als Pflichtfach dem verfassungsrechtlichen Anspruch auf Religionsunterricht entspricht. Tatsächlich verdrängt die schulische Monopolstellung von LER den verfassungsmäßig garantierten Anspruch auf einen konfessionellen Religionsunterricht. Die Entscheidung des BVG wird also weittragende Konsequenzen haben. Sie wird auch die Frage „Wie hält der Staat es mit der Religion an den Schulen und überhaupt?“ mitbeantworten, so Gert Felder in der Paderborner Bistumszeitung „Der Dom“ (KNA - ID Nr. 27, 4.7.01, S. 15). Selbst „das Verhältnis von Staat und Kirche in Deutschland“ stünde laut KNA mit dem Spruch aus Karlsruhe auf dem Prüfstand.

Die Diskussion um das Fach LER hat aber auch bei kirchentreuen Katholiken und bewussten Protestanten Verunsicherung ausgelöst und zum Nachdenken und zur Bewertung des bisherigen schulischen Religionsunterrichts geführt. Es gibt sowohl bei gläubigen Katholiken wie Protestanten Unzufriedenheit über Form und Inhalt des bisherigen Religionsunterrichtes. Sie reicht in Einzelfällen bis hin zu Formulierungen „Besser gar keinen als einen solchen Religionsunterricht“. Nun sollten wir das

Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Die Christen haben den Auftrag, das Evangelium in die Welt zu tragen, nicht aus der Welt auszuwandern. Das gilt auch für die Schule. Worum es also tatsächlich geht, ist, den Religionsunterricht so zu reformieren, dass den Kindern das Evangelium, die Lehre der Kirche und die Liebe zu ihr vermittelt werden. Die Lehrer müssen also, wie es im Brief des Hl. Vaters vom 22. Februar 2001 an die deutschen Kardinäle heißt, „fest im Glauben der Kirche verankert sein. Sie dürfen nicht dem Zeitgeist und der Resignation verfallen“. Ebenso wie an den katholischen Fakultäten ist auch die Religionslehre an den Schulen „nicht dem Belieben anheim gestellt. Sie muss vom Glauben kommen und zum Glauben führen“. Dass das bisherige Konzept des Religionsunterrichtes, das auf Hubert Halfas basiert, reformiert werden muss, hat der Dogmatikprofessor Thomas Ruster jüngst sehr deutlich gemacht.

Wenn sich sowohl die Katholiken als auch die Protestanten, gewissermaßen mit „ökumenisch vereinten Kräften“, gegen die Benachteiligung eines von den Kirchen verantworteten Religionsunterrichtes vor dem BVG wehren, so ist das zu begrüßen. Das heißt aber noch lange nicht, dass, wie das „manche Religionspädagogen in den westlichen Bundesländern“ (Konradsblatt 27/01, S.2) wünschen, nun „Schritte in Richtung auf einen ökumenisch verantworteten Religionsunterricht“ gegangen werden müssten. Was wir tatsächlich brauchen, ist, wie oben erwähnt, ein kirchlich gebundener Religionsunterricht mit klaren Aussagen, so wie ihn sich gläubige Eltern wünschen. Daneben kann es, wie schon bisher, in einem weltanschaulich neutralen Staat in den öffentlichen Schulen eine Wahlfreiheit zugunsten eines Ethikunterrichtes oder für LER geben. Ist das nicht gewährleistet, so müssten bewusste Christen schnellstens über die Gründung von Privatschulen nachdenken. Der weltanschaulich neutrale Staat sollte aber wissen, dass eine überzeugende Begründung der Werte, auf die auch er angewiesen ist, in einem Ethikunterricht oder bei LER auf schwachen Füßen steht. Es sei denn, dieser Staat nimmt in Kauf, dass „Werte“ je nach Wetterlage zu

Verschiebebahnhöfen werden. Das kann er aber im Ernst nicht wollen.

Hubert Gindert

Korrektur notwendig

Unter dem Motto „Die Zeit ist reif – Katholische Frauen drängen ins Weiheamt“ hat – wie KNA berichtete – Anfang Juli in Dublin ein „Kongress für Frauenordination“ stattgefunden, veranstaltet von der Organisation „Womans Ordination Worldwide“ (WOW), unter Beteiligung auch deutscher Gruppen. In einer Resolution „an den Vatikan und an alle Christen“ forderte der Kongress die Priesterweihe für Frauen in der katholischen Kirche; Frauen, die sich berufen fühlten, sollten „sich auf das Diakonat und das Priesteramt vorbereiten“; der Papst wird aufgefordert, das Verbot der Diskussion über die Frauenordination zurückzunehmen; die Frauen berufen sich auf die „Freiheit der Rede“ und den „Vorrang des Gewissens, wie er vom Zeiten Vatikanischen Konzil gelehrt wurde“; eine Verletzung dieser Freiheiten sei „Verletzung der Menschenrechte“ und „Behinderung der Heiligen Geistes“. – Die „Katholische Frauengemeinschaft Deutschlands“ (kdf) hat diese Initiative zur Frauenordination begrüßt; wenn die Kirche solche Berufungen verkenne und zurückweise, werde Glaubwürdigkeit und Zukunft der Kirche aufs Spiel gesetzt. (Vgl. „Die Tagespost“, 3.7.01).

In den Äußerungen des Kongresses und der Frauengemeinschaft zeigen sich ein weiteres Mal weitverbreitete Irrtümer und damit auch Aufgaben für die berufenen und verantwortlichen Verkünder in der Kirche: hinsichtlich Priesteramt und Berufung, Freiheit, Gewissen und Lehramt, Zweitem Vatikanum, vor allem aber hinsichtlich der Qualität des kirchlichen Nein zur Frauenordination. Dieses Nein ist nicht revidierbar; der Heilige Geist hat gesprochen. Aber immer noch wirken Aussagen von Oberhirten nach wie diese: „Wir wissen nicht, was der Heilige Geist im nächsten Jahrhundert vorhat“. Um der Irreführung ein Ende zu setzen, müssten sich diese Oberhirten deutlich und unmissverständlich korrigieren, nicht der Papst.

H. Froitzheim

Der vierteljährlich erscheinende „Geistliche Rundbrief“ des Voralberger Bischofs Dr. Klaus König handelt in seiner neuen Ausgabe vom christlichen Vergeben (Nr. 2/2001; Bisch. Sekretariat, Postfach 37, A-6800 Feldkirch). Zur Vorbereitung des Vergeben-Könnens schreibt der Bischof u.a.:

Die große Liebe ist oft – immer? – mit Leiden verbunden. Unser Leben bleibt „Stückwerk“. Manchmal müssen Eltern darunter leiden, dass ihr Kind nicht den Weg geht, den sie ihm so gerne zeigen wollten. Manchmal müssen wir unter den Problemen einer oder mehrerer Person(en), die uns nahe stehen, leiden. Wir können diese Probleme oft nicht lösen, müssen sie mittragen. Andere Male können uns charakterliche Unterschiede sehr zu schaffen machen oder vorgefallene Missverständnisse einen derart komplizierten Knoten bilden, dass wir ihn nicht – jedenfalls nicht sofort lösen können, oder geschehene Verwundungen können so tief sitzen, dass eine Heilung viel Zeit braucht und vielleicht sogar die Verständigung untereinander erschwert oder fast unmöglich geworden ist.

In allen diesen Fällen sind Gebet, der verstärkte Umgang mit Christus, die Suche seines Haltes und seiner Hilfe eine Grundlage, die uns Hoffnung gibt; oft sind wir aber auch selbst gefordert: wir müssen uns bemühen, zunächst zumindest einmal höflich und korrekt zu allen zu sein, wir müssen nach Wegen zu einem konstruktiven Miteinander suchen, Zugang zueinander finden, damit es doch noch zur Klärung kommt, sobald die Zeit dafür reif ist. Wir müssen und werden dabei innerlich wachsen und dürfen niemals und niemanden aufgeben, denn „die Liebe hört niemals auf“ (1Kor 13,8).

Schließlich ist unbedingt zu erwähnen: Eine große Hilfe im Bemühen um Liebe, um Wachstum und Reifung in der Liebe ist die Gottesmutter Maria, die in der Liturgie der Kirche auch „Mutter der schönen Liebe“ genannt wird. Der Blick auf ihr Leben, auf ihre Haltungen, vor allem aber auch die Bitte um ihre Fürsprache werden uns stärken und stützen, die nötigen Regungen des Heiligen Geistes vermitteln und uns den Weg zur Liebe – Christus – finden lassen.

Lebenshilfe für alte und kranke Menschen

In seinem Juni-Rundbrief berichtete Pfr. Dr. Richard Kocher, der Programmdirektor von Radio Horeb/Rundfunk Neues Europa über das Interesse an einem katholischen Rundfunk (D-87538 Balder-

Zeit im Spektrum

schwang, Haus Nr. 2; dort weitere Informationen).

Es freut mich besonders, dass auch evangelische Christen Radio Horeb einschalten. Ein Hörer aus Altenburg/Thüringen schrieb kürzlich: „Ich kenne auch viele Protestanten, die an Radio Horeb mit großem Interesse »kleben«, sei es bei der heiligen Messe oder bei Glaubensfragen-Sendungen. Ich könnte Ihnen da so manches schildern, welches diesen Rahmen aber sprengen würde. Ich wollte Ihnen nur darlegen, dass das Interesse an einem katholischen Radio sehr groß ist, und Sie brauchen ja nur in Statistiken allein der beiden mitteldeutschen Bistümer Erfurt und Dresden-Meißen nachschauen; es handelt sich da ja bei weitem nicht nur um ein paar Hansel und da stellt sich doch die Frage, warum sollen die Menschen nicht auch das Glück haben, Radio Horeb hören zu dürfen?“ Aus dem Norden Deutschlands schreibt jemand: „Für uns in der Diaspora ist Radio Horeb ein großes Geschenk!“

Vor meiner Tätigkeit im Radio war ich in mehreren Gemeinden Pfarrer. Überall gab es etliche Kranke, die ich regelmäßig besuchte und denen ich die heilige Kommunion spendete. Meist handelte es sich um Personen, die früher regelmäßig an der Liturgie der Kirche teilnahmen und darunter litten, dass ihnen dies nun nicht mehr möglich war. Gerade für solche Menschen ist der Empfang unseres Radios ein großes Geschenk. Mitbrüder berichten mir, dass diese viel ruhiger sind und durch unsere Sendungen einen Sinn in ihrem Leiden vermittelt bekommen. Deshalb bitte ich darum, alle Möglichkeiten auszuschöpfen, dieser Personengruppe unseren Sender einzustellen, zumal heute in zahlreichen Häusern eine Satellitenanlage installiert ist.

Alternative zur aktiven Sterbehilfe

„Eigenes Profil – nicht Anpassung“ ist der Titel des neuen Heftes der Reihe „Kirche und Gesellschaft“; es geht darin um die Kirche in der säkularisierten Gesellschaft (Nr. 281; bei Kath. Sozialwissensch. Zentralstelle, Brandenberger Str. 33, D-41065 Mönchen-

gladbach). Der Verfasser, Dr. Eugen Kleindienst, Bischöflicher Finanzdirektor in der Diözese Augsburg, führt verschiedene Aufgabenfelder an, auf denen Christen ihr eigenes Profil zeigen müssten statt sich dem Zeitgeist anzupassen. Als christliche Alternative zur aktiven Sterbehilfe nennt er z.B. die Hospizarbeit:

Es kann keine Frage sein, dass sich für Christen eine aktive Sterbehilfe im Sinne der Tötung eines Menschen moralisch verbietet. Angesichts der medizinischen Möglichkeiten ist aber auch für Christen eine aktive Hilfe geboten. Es geht dabei um Hilfe und Begleitung beim Leiden und Sterben, unter bestimmten Umständen auch um den Verzicht auf lebensverlängernde Maßnahmen.

In einer öffentlichen Stellungnahme wandte sich die Deutsche Hospiz Stiftung gegen die Forderung der ehemaligen Sozialministerin des Landes Brandenburg, Regine Hildebrandt nach aktiver Sterbehilfe. Die Vorsitzende der Deutschen Hospiz Stiftung will dagegen zeigen, dass es auch anders geht. Sie legt dar, dass Palliativmedizin und Hospizarbeit menschenwürdige Alternativen zur aktiven Sterbehilfe darstellen. (...)

Wichtige Wesensmerkmale sind: Jeder Kranke bestimmt seine Therapie in Absprache mit dem Arzt wesentlich selbst. Keine Therapie wird einfach verordnet, keiner sei einem medizinischen Apparat ausgeliefert. Moderne Schmerztherapie sorgt für weitgehende Schmerzlinderung und eröffnet damit dem Kranken Lebensqualität. Das Motto lautet: „Leben bis zuletzt“. Der Provinzial der Barmherzigen Brüder in Bayern, die in München ein Hospiz betreiben, sagt treffend: „Schwerstkranke wünschen sich meistens nicht den Tod, sondern haben Angst davor, einsam und würdelos zu sterben. Die Menschen wollen nicht vom Leben erlöst werden, sondern vom Schmerz.“

Besonders wichtig ist die seelische Begleitung der Sterbenden. Für ein menschenwürdiges Leben gerade in dieser letzten Phase ist die menschliche Zuwendung, auch die geistlich-seelsorgliche Begleitung ein entscheidender Teil der Hospizarbeit. Gerade diese Erfahrung fehlt ja in der säkularisierten, auf Nutzen abgestellten Gesellschaft weitgehend. Sie vermittelt vielen Sterbenden eine andere Sicht auf ihr Leben.

In die Hospizarbeit einbezogen sind auch die Angehörigen. Sie können im Hospiz übernachten und am Weg ihres Angehörigen teilnehmen. Die Zuwendung des Hospizes gilt daher auch dem Umfeld des Patienten, insbesondere seinen Angehörigen. Hier zeigt sich nochmals die Alternative zur aktiven Sterbehilfe mit ihrer Entsorgungsqualität (...)

Verführerische Stimmung

Die „gemeinsame Fronleichnamprozession“ anlässlich des 29. Deutschen Evangelischen Kirchentages kommentierte Josef Bauer im „Schweizerischen Katholischen Sonntagsblatt“ (28/2001):

Auf dem 29. Deutschen Evangelischen Kirchentag in Frankfurt, zu dem auch die Katholiken geladen waren, ertönte immer wieder laut der Wunsch nach Einheit der Christen. Auf katholischer Seite hat zu dieser Stimmung wesentlich beigetragen, dass diesmal sogar die katholische Fronleichnamprozession auf den Römerberg kommen durfte, wo dann eine ökumenische Segensfeier mit anschließender Agape stattfand. Dabei hat Martin Luther einst Fronleichnam als das „allerschädlichste Jahresfest“ und als eine Gotteslästerung verurteilt. Wie sich die Zeiten geändert haben, mochte mancher denken. Was Wunder, wenn man aus den Reden auf dem Kirchentag den Eindruck gewinnen könnte, beide Konfessionen glaubten, Gott wolle die Einheit und damit auch die Interkommunion – um jeden Preis.

Auf die bei solchen Großereignissen erweckten Emotionen kann man aber noch nicht die Einheit der Kirchen bauen, zumal die dabei vorhandene Stimmung dazu verleitet, die durchaus auch bei dieser Gelegenheit aufblitzenden Differenzen zu übertönen und zu übersehen (...)

Ob die anwesenden Katholiken aufmerksam zugehört haben? Manchmal hat man ja den Eindruck, dass es speziell in Deutschland zu viele Katholiken gibt, die vor lauter Einheitseifer, z. B. um endlich gemeinsam „Abendmahl“ feiern zu können, bereit wären, katholische Glaubenssätze zu ignorieren. – Möge uns der Heilige Geist vor einer zweiten „Reformation“ bewahren.

Menschenleben vernichtende Forschung

Wie Mitte Juli bekannt wurde, haben Forscher in den USA zugegeben, Embryonen ausschließlich zu Forschungszwecken „hergestellt“ und „verbraucht“ und auch mit dem Klonen von Embryonen begonnen zu haben. – Markus Reder kommentierte dies in der „Tagesspost“ vom 14.7.2001:

Über das Unwort des Jahres braucht sich niemand mehr Gedanken machen. Kaum anzunehmen, dass sich das Wort „Embryonenernte“ an Scheußlichkeit überbieten lässt. „Embryonenernte“ ist die grausam präzise Beschreibung dessen, was diese Woche in den Vereinigten Staaten bekannt wurde (...)

Die Meldungen aus den Vereinigten Staaten machen zwei Dinge deutlich. Er-

stens: Die Mahner und Warner in Ethikräten, Enquetekommission und Feuilletons sind keine forschungsfeindlichen Schwarzmalerei, die sich Horrorvisionen zurechtspinnen, um Aufmerksamkeit zu erheischen (...)

Zweitens: Eine Quadratur des Kreises wird es bei der Frage der embryonalen Stammzellenforschung nicht geben (...) Entweder man entscheidet sich dafür, menschliches Leben in seinem frühesten Stadium auf dem Altar von Wissenschaft und Wirtschaft zu opfern. Oder man erzielt möglicherweise vergleichbare Forschungsergebnisse auf einem Weg, der kein Menschenleben kostet. Mit anderen Worten: Die Alternative lautet embryonale oder adulte Stammzellenforschung. Alles andere ist Augenwischerei.

„Warum fordert das niemand?“

Im Leitartikel des Heftes 2/2001 von „Medizin und Ideologie“, dem Informationsblatt der Europäischen Ärztekongress, befasst sich Dr. med. Alfred Häußler mit der derzeitigen „Kultur des Todes“ und dem Anteil der „Königssteiner Erklärung“ daran (Europ. Ärztekongress, Postfach 1123, D-89001 Ulm). U.a. schreibt er dazu:

Es kann auch nicht bestritten werden, dass die durch die hormonale Kontrazeption ermöglichte Geburtenverhinderung die Einstellung der Menschen zum Wert menschlichen Lebens total verändert hat (...) Seitdem leben die Menschen in ganz Europa und in Nordamerika in einer Spaß-, Verhütungs- und Abtreibungsgesellschaft mit allen ihren Folgen. Diese zeigen sich jetzt überdeutlich. Die Völker Europas sind sterbende Völker geworden! Jetzt ruft man nach Zuwanderung aus den kinderreichen islamischen Staaten, um die Wirtschaft florierend zu halten und die sozialen Sicherungssysteme vor dem Zusammenbruch zu bewahren.

In dieser für das Überleben der Völker Europas lebensbedrohlichen Situation fragt man sich, warum man nicht die Volkssubstanz vernichtenden Abtreibungsgesetze verändert? Brauchen wir denn in der Bundesrepublik Deutschland 300 000 Einwanderer jährlich, weil man 300 000 ungeborene Kinder in einem Jahr zwar „rechtswidrig, aber straffrei“ tötet? Wäre es nicht nur vernünftig, sondern auch noch viel effektiver und ethisch allein verantwortbar, die 300 000 ungeborenen Kinder am Leben zu lassen und ihre Tötung zu verbieten, wie das früher in allen Staaten Europas selbstverständlich war? Warum fordert das niemand und warum schweigen die Politiker aller Parteien über diese Thema? (...)

Wissen ohne Weisheit

Über „Heilsglaube und Naturwissen“ sprach Leo Cardinal Scheffczyk in der Predigt zum Semestereröffnungsgottesdienst in der Münchner Universitätskirche St. Ludwig am 25.4.2001 – „Theologisches“ brachte nun den Wortlaut in Heft 5/6-2001 (Verlag Franz Schmitt, Postfach 1831, D-53708 Siegburg). – Ist die gegenwärtige Einstellung zum Wissen und seiner Steigerung mit dem Glauben in Einklang zu bringen? So fragt der Cardinal und antwortet u.a.:

Die Entwicklung der modernen Wissenschaft scheint nicht gerade dafür zu sprechen. Dem aufmerksamen Betrachter der wissenschaftlichen Szene wird nicht entgehen, dass wir in einer Phase der Erhöhung des Anspruchs mancher Wissensbereiche stehen, die das menschliche Wissen nahezu absolut setzen und dem Glauben keinen Platz mehr bieten. Der Oxforder Biologe Richard Dawkins hat es im vergangenen Jahr auf den Punkt gebracht, wenn er sagte: „Wir spielen Gott“ und hinzufügte: „Wir müssen ihn spielen, weil sonst niemand da ist, der diese Welt in Ordnung halten könnte.“

Dass es zu einer solchen, den Glauben gänzlich verleugnenden Entwicklung kommen konnte, liegt nicht nur objektiv an dem immens gewachsenen Wissen von Natur, Welt und Mensch, sondern vor allem an der Art und Weise der Verwendung, Wertung und der Zielausrichtung dieses Wissens. (...) Die Erkenntnis erschöpft sich in der Entfaltung eines Macht- und Bescheidwissens. Diese Art von Wissen geht nicht mehr auf den Sinn und das Ziel der Dinge als der ihnen eigenen Wahrheit ein, sie bleibt an der Außenseite der Dinge haften und geht damit eigentlich an der Wirklichkeit, vor allem an der menschlichen Wirklichkeit vorbei.

Aber diese Fehlentwicklung geschieht nicht zwangsläufig und ist nicht unumkehrbar. So mehren sich heute auch die Stimmen, die vom rationalistischen Wissensidol Abstand nehmen und einen anderen Erkenntnisweg einschlagen, jenen, der vom rein gegenständlichen Phänomenwissen zum inneren Verstehen der Dinge führt, vom isolierten Einzelnen zum Erkenntnis eines übergreifenden Zusammenhangs, zu ihrem Sinn, ihrem Wert und somit ihrer Wahrheit. In dieser Art des Wissens fließt ein Ferment mit ein, das die Alten, zusammen mit der biblischen Tradition, die Weisheit nannten. Diese sucht in den Dingen und Erscheinungen auch nach den letzten Gründen und Zielen des Gegebenen und öffnet sich so ungezwungen einer Transzendenz, die das endliche Wissen übersteigt und auf etwas Unendliches an Sein und Wahrheit hinweist.

BÜCHER



Helmut Zöpfl: Über den Wolken – Trost-Hoffnung-Zuversicht, Rosenheimer-Verlag, 2001, ISBN 3-475-53142-9, 63 S., DM 14,90.

Im Wechsel von Gedichten und Prosatexten werden existentielle Fragestellungen variiert, die, vielfach tabuisiert und verdrängt, auch den heutigen Menschen nicht aus dem Griff lassen. Einige Titel mögen das verdeutlichen: Der Ablauf der Tage, der in die Ewigkeit einmündet („Es fällt die Zeit“), die Verdrängung Gottes aus einer Gesellschaft der Bequemlichkeit, der Unverbindlichkeit und des Wohlstands, während gleichzeitig immer mehr Wissenschaftler an einen persönlichen Gott glauben („Ist Atheismus modern?“), die Verdrängung des Todes in einer „Zeit der Berechenbarkeit“ und das damit verbundene vergebliche Bemühen, die „Bio-Uhr“ anzuhalten („Gibt es eine Welt ohne Tod?“), das Spürbarwerden des Zerfallens und Neuwerdens alles Irdischen („Herbstgedanken“), die Frage des individuellen Weiterlebens nach dem Tod und damit nach dem Wert und der Verantwortung jedes Menschen („Jenseitsreflexionen“). Der Leser wird aber nicht im Schatten der Unsicherheit allein gelassen. Der Verfasser

weiß, dass ein „Gott und Vater“ in „Freud und Not“ bei uns ist („Daran will ich glauben“, „Ich will glauben“), dass und „Hoffnung“ schon jetzt den Blick auf den Himmel frei gibt, der durch die Barmherzigkeit Gottes auch denen nicht verschlossen ist, die auf Erden die Perfektion eines Heiligen nicht erreicht haben („Wenn wir auferstehen sollen“). Die Texte sind aufgelockert durch meisterhafte Farbfotos. *H.G.*

Helmut Zöpfl: Du bist ganz nah – Gebete und Meditationen, Rosenheimer-Verlag, 2000, ISBN 3-475-53063-5, 63 S., DM 14,90.

Was im Erzählen von leichter Hand in Versen - wie hineingestellt in die liebliche Voralpenlandschaft - gesagt wird, nimmt einen zunehmend besinnlichen und nachdenklichen Ton an. Die Gedichte schließen auch die dunklen Seiten des Lebens ein, wie Nacht, Krankheit und Tod. Trotzdem bleiben die Verse hoffnungsfroh „weil Du da bist“. In den Gebeten „Aus der Messe – wir haben Dein Wort“ erreichen die Meditationen ihre größte Dichte und Feierlichkeit. Solche Texte, die das ganze Leben umfassen, können nur aus einem barockheiteren katholischen Boden herauswachsen. Ausgezeichnete Farbfotos unterstreichen den Sinn des Gesagten. *H.G.*



Adolf Rodewyk S.J.: Der Teufel ernst genommen. Christiana-Verlag, Stein am Rhein 2001, ISBN 3-7171-1091-8, 62 S., DM 4,80, sFr 4,50, öS 41.



Der Verfasser war ein erfahrener Exorzist. Als solcher kannte er die Schliche und die heimtückische Kampfweise des Teufels. Von daher wusste er auch, wie real seine Existenz ist und wie wahr das ist, was in der Hl. Schrift über ihn berichtet wird. Jesus Christus, der in die Welt kam, um die Menschen von der Sünde und aus der Macht des Teufels zu befreien, hat den Satan ernst genommen. Der Buchtitel richtet sich gegen die Tabuisierung, das Totschweigen des Teufels und gegen das verbreitete Nichternstnehmen seiner Existenz, weil dies dem Teufel gestattet, im Geheimen besonders wirksam zu arbeiten. Der Verfasser schildert in einer leicht verständlichen Sprache Erschaffung und Abfall der gefallenen Engel und ihre Einflussnahme auf die Menschen in den vielfältigen Formen. Er sagt, welche Kräfte dem Satan zur Verfügung stehen, aber auch, dass ihm der gläubige Christ nicht hilflos ausgeliefert ist, weiter, dass der Teufel nur eine zeitlich begrenzte Macht ausübt. Die Schrift ist eine notwendige Korrektur der „Aufklärung“. *H.G.*

Dr. Thomas Niggel OSB: Durch Maria zu Jesus; Kral-Verlag in Abensberg, ISBN 3-00-008117-8

Für die Freunde der Abtei Weltenburg und jene, welche sich dem Abt Dr. Thomas Niggel verbunden fühlen, erscheint im Josef-Kral-Verlag ein kleines Buch zum fünfundzwanzigsten Jubiläum der Abtweihe von Dr. Thomas Niggel OSB, - eine Auswahl seiner bedeutendsten Predigten, Vorträge und Rundbriefe, die ein Spektrum seines theologischen Denkens, seines Geschichtswissens sowie seiner Aufgeschlossenheit dem Weltgeschehen gegenüber bieten.

Im Zentrum des religiösen und pastoralen Schrifttums des Altabtes steht immer wieder Maria, die Mutter des Herrn und ihre Bedeutung als Mutter der Christenheit sowie als Botschafterin des Himmels.

Der Leser dieses kleinen Buches sieht sich einer Priesterpersönlichkeit gegenüber, deren tiefe Frömmigkeit und deren unerschütterlicher Glaube von der Überzeugung getragen ist, dass all unser menschliches Tun, unser geistiges und sittliches Handeln, unser materielles sowie politisches Streben dem höchsten Anspruch Gottes zu genügen habe, vor allem

seit wir in der ständigen Bedrohung leben, uns selbst und die Erde zu zerstören und so einer korrigierenden und rettenden Mahnung bedürftig geworden sind – mehr als die Menschen früherer Zeiten.

Dieser notwendigen Umkehr, welche uns durch die Gottesmutter an verschiedenen Orten der Erde durch persönliche Offenbarung ans Herz gelegt worden ist, fühlt sich der Abt Dr. Thomas Niggel OSB in besonderer Weise als eifriger Herold verpflichtet. Das Anliegen des neuen Büchleins wird seine Aktualität nicht verlieren.

Heidi Heil, 81377 München



Johann Michael Sailer: Jesus unser Vorbild – Meditationen über das Leiden und Sterben Jesu. Ausgewählt von Pater Bonaventura Pihan CP. ISBN 3-7794-1017-6, 64 S., zu beziehen durch die Katholische Schriftenmission (KSM), D-5458 Leutesdorf.

Im Mittelpunkt dieses Büchleins stehen die Meditationen über das Leiden und Sterben Jesu in 14 Kreuzwegstationen. In seiner Vorrede erläutert Johann Michael Sailer, worum es ihm bei diesen Betrachtungen geht: Nicht um ein „Wortemachen“, sondern um das Herz anzurühren. An anderer Stelle merkt er an: „Wenn mich das Beten nicht sanfter, geduldiger, liebevoller, fröhlicher, gottergebener – besser macht, so ist es nicht das rechte Beten“. Johann Michael Sailer geht als erfahrener Meister des Betens den Gründen nach, warum die Betrachter des leidenden Jesus „keine Besserung, keine Nachahmung... spüren lassen“. Er nennt es einen Fehler, wenn der Betrachtende nicht fragt, warum

Jesus so große Schmerzen ausgestanden hat, wenn er nicht die Art und Weise, wie er gelitten hat, beherzigt, schließlich – und am wichtigsten – wenn der Betrachtende beim Mitleid stehen bleibt und nicht das Beispiel, das uns Jesus gegeben hat, für sich aufgreift. So erklärt sich folgerichtig der Aufbau der einzelnen Betrachtungen der 14 Kreuzwegstationen, den Johann Michael Sailer so vorstellt: „Bei jeder Station kommen drei Stücke vor, erstens, etwas aus der Leidensgeschichte, zweitens, was in dieser Geschichte für uns nachahmenswürdig ist und drittens ein Gebet um die Gnade der Nachahmung“.

Dass der spätere Bischof von Regensburg ganz besonders geeignet war, das Leiden Christi zu betrachten, ergibt sich auch aus seiner eigenen Lebensgeschichte: Zweimal (1781, 1794) wurde Johann Michael Sailer aufgrund falscher Anschuldigungen und Verdächtigungen als Professor seines Amtes enthoben. Empfehlenswerte Schrift. *H.G.*

Pierre Blet: Papst Pius XII. und der Zweite Weltkrieg. Aus den Akten des Vatikans. Schönigh Verlag Paderborn, 2000. 298 S. ISBN Nr. 3-506-71903-3.

Im Jahre 1965 publizierte der Hl. Stuhl die ersten Bände einer Dokumentenreihe, die die Archive des Vatikans zum Zweiten Weltkrieg zugänglich machte.

Das vorliegende Buch bietet eine Kurzfassung davon, aber es ist mehr als das: Aus den diplomatischen Korrespondenzen, den Rundfunkansprachen des Papstes, seinen Briefen und denen seines Staatssekretärs sowie seiner bei ausländischen Regierungen akkreditierten Vertreter rekonstruiert Pierre Blet – auch Mitherausgeber der Dokumentenreihe – die diplomatischen Aktivitäten des Vatikans in jener Zeit. Gleichzeitig lässt der Autor, beginnend mit dem Amtsantritt Pius XII. am 2. März 1939, also sieben Monate vor dem deutschen Angriff auf Polen, die sich überstürzenden politischen und militärischen Ereignisse in ungewöhnlicher Dichte und Unmittelbarkeit wiederaufleben. Der Leser taucht in das damalige Zeitgeschehen ein und erlebt dieses aus der Perspektive des Hl. Vaters.

Motivation für die Dokumentenreihe des Vatikans wie für das hier rezensierte Buch ist zum einen die konsequente Ignoranz der modernen Zeitgeschichtsforschung gegenüber der bedeutenden Rolle des Hl. Stuhls in den internationalen Beziehungen. Zum anderen sollte der Verunglimpfung Pius XII. nach seinem Tode durch eben jene Historiker entgegengetreten werden, die ihm insbesondere Mitverantwortung für das Ausmaß der von den Nationalsozialisten verübten Verbrechen gegen die Menschlichkeit zuschrieben.



Die Vielzahl der Dokumente weist Pius XII. als den zentralen Vermittler zwischen den Nationen vor und während des Krieges aus, der beharrlich den Weg der Verständigung anmahnte. In seinen öffentlichen Appellen benannte er die Greueltaten der Nationalsozialisten, insbesondere die rassische Verfolgung, mehrfach unmissverständlich und forderte deren Einstellung. Dem wiederholten Drängen der Alliierten, das Hitlerregime ausdrücklich in scharfer Form zu verurteilen, um der Verfolgung der Juden Einhalt zu gebieten, gab er nicht nach. Er versuchte, als Vermittler zwischen den Kriegsparteien Neutralität zu wahren, wohl wissend, dass die Nationalsozialisten darauf lauerten, seine Integrität

und Autorität mit Hilfe ihrer mächtigen Propaganda zu zersetzen, sobald sie ihm Parteilichkeit hätten anlasten können.

Es muss angenommen werden, dass auch Katholiken, die von dem wirtschaftlichen Erfolg Hitlers und dem internationalen Prestigeerfolg, der auf die Ächtung Deutschlands durch die Völkergemeinschaft nach dem Ersten Weltkrieg folgte, beeindruckt waren und starke nationale Gefühle hegten. Der Papst wusste, dass er Einfluss auf deutsche Christen verloren hätte, wäre es dem Regime gelungen, ihn als Feind Deutschlands zu stilisieren. Vor allem aber war ihm bewusst, dass die Nationalsozialisten nach einer öffentlichen Verurteilung durch ihn noch mehr Geistliche liquidiert hätten.

Wenn man die unbarmherzige Konsequenz vor Augen hat, mit der die 'Endlösung' realisiert wurde, ist es unzweifelhaft, dass eine Geißelung dieser Verbrechen durch den Papst keine Aussicht auf Erfolg haben konnte. Dagegen kann man sich Steigerungen des Hasses und der Brutalität des Regimes gegenüber den Verfolgten als Reaktion auf eine bloßstellende öffentliche Verurteilung durch den Hl. Stuhl durchaus vorstellen.

Neben seinen offiziellen diplomatischen Aktivitäten organisierte Pius XII. gewissermaßen hinter den Kulissen unermüdlich und erfolgreich konkrete Hilfe für alle Opfer des Krieges. Dies lohnten ihm auch jüdische Organisationen mit großer Dankbarkeit.

Ein wichtiges Buch, welches wieder bewusst macht, dass die katholische Kirche auch in der dunkelsten Epoche Europas das Wort und das Licht Christi zu den Menschen brachte. *Günter Buschmann*

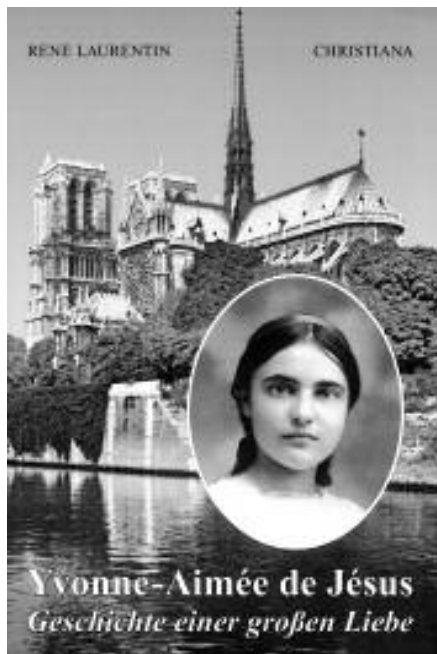
Gerhard Ludwig Müller: John Henry Newman begegnen. St. Ulrich-Verlag, Augsburg, 2000, ISBN 3-929246-54-6, 176 S., DM 19,80, öS 145,00, sFr 19,00

Rechtzeitig zum Newman-Gedenkjahr hat der St.-Ulrich-Verlag den Titel „John Henry Newman begegnen“ herausgebracht. Verfasser ist der Münchner Dogmatikprofessor Gerhard Ludwig Müller. Der erste Teil des Buches ist mit „Dichter, Denker, Cardinal“ überschrieben. Hier werden die wesentlichen Stationen im Leben John Henry Newmans interpretiert. Es ist der Weg in und von der anglikanischen Kirche bis zur Konversion und sein Wirken in der katholischen Kirche bis zur Erhebung in den Cardinalsstand. John Henry Newman wird als das „größte theologische Genie in der neueren Geschichte Englands“ und als einer der „bedeutendsten katholischen Autoren des 19. Jahrhunderts“ bezeichnet. Er durchlebte fast das gesamte 19. Jahrhundert (1801 – 1890), in dem die „Skepsis gegenüber der Möglichkeit einer Offenbarung“, und ihrer „Aufnahme in die menschliche Vernunft zur Grundsignatur des herrschenden Zeitgeistes geworden war“. In seiner Lebenszeit stand das „Existenzrecht des Christentums als Religion der Offenbarung auf dem Spiel“. John Henry



Newman war 1845 nach „langen inneren Kämpfen“ katholisch geworden. Das wesentliche Motiv seiner Konversion war „die Überzeugung, dass sich die mit dem

Papst in Gemeinschaft stehende Kirche katholisch nennen darf, weil sie mit der Kirche der Apostel und der Kirchenväter identisch ist“. Newman war bis zu seiner Konversion ein gläubiger anglikanischer Christ gewesen, der aber in seiner Glaubensgewissheit durch das Studium der Kirchenväter unsicher gemacht und in der Auseinandersetzung mit den bestimmenden liberalen Strömungen der anglikanischen Kirche die Überzeugung gewann, dass der dritte Weg einer reformierten anglikanischen Kirche, wie ihm das mit seiner Oxfordbewegung vorschwebte, nicht gehbar sei. Der zweite Teil des Buches hat die Überschrift „Glaubenszustimmung und Glaubensgewissheit“. Hier äußert sich der Theologe Newman zu Fragestellungen, die auch heute von aktueller und grundlegender Bedeutung sind, wie z.B. Theologie als „universale und universitäre Wissenschaft“, Glaube als „Revolution im Geiste“, die „Dogmen“ der Kirche, das Gewissen als „Statthalter Christi und der unfehlbare Papst“. Die Geistesströmungen des 19. Jahrhunderts, mit denen sich Newman auseinandersetzte, blieben auch im 20. Jahrhundert wirkmächtig. Deshalb ist die Beschäftigung mit John Henry Newman gerade auch heute lohnend. *H.G.*



Rene Laurentin: Ivonne - Aimée de Jésus – Geschichte einer großen Liebe, Christiana-Verlag, Stein am Rhein, 2001, ISBN 3-7171-1084-5, 276 S., DM 25,00, sFr 22,50, öS 205.

Das Buch erzählt das Abenteuer von Ivonne Beauvais (1901 –1951) mit Gott. Manche sehen in ihr eine neue französische Nationalheilige oder stel-

len sie der Theresen von Lisieux gleich. Bereits als Kind spürte Ivonne ihre Berufung zu einem Leben mit völliger Hingabe zu Jesus. Der Mut, eine Heilige zu werden, durchzieht ihr ganzes Leben. Als Kind sagte sie einmal: „Wenn ich nicht tapfer bin, werde ich nie eine Heilige sein“. Die Totalhingabe an den Herrn, um seine Liebe nachzuahmen, ist wesentlich in ihrem Leben. Alles übrige, auch das Außergewöhnliche ist sekundär. Ivonne wird früh von Gott in eine harte Schule genommen und auf ein Leben der Heiligkeit vorbereitet. Sie erfährt ungerechtfertigte Anschuldigungen und Verleumdungen. Sie wird von der göttlichen Liebe überfallen, auf die sofort furchtbare Prüfungen folgen, z.B. das Gefühl einer völligen Verlassenheit, geistliche Leere und Miss-handlungen des Teufels. Der ersehnte Eintritt in das Kloster wird ihr lange Zeit verwehrt. Als sie 1927 schließlich doch in das Augustinerinnenkloster Malestroit aufgenommen wird, ist ihre Gesundheit so geschwächt, dass sie das Noviziat kaum durchsteht. Nach wenigen Jahren übernimmt sie dann verantwortungsvolle Aufgaben im Kloster. Sie wird Novizenmeisterin, schließlich Oberin des Klosters. Ivonne - Aimée de Jésus wirkt über das Kloster hinaus, regt eine Föderation der Augustinerinnen-

klöster an, baut Krankenhäuser und führt einschneidende Reformen durch. Während des Krieges und der deutschen Besatzung hilft sie unter größten Gefahren Freund und Feind. Aber auch in dieser Zeit ist sie nicht frei von Anschuldigungen und Verleumdungen, bis hin zum Vorwurf, sie stünde im Bund mit dem Teufel. Im Dienst der Gottes- und Nächstenliebe hat sich ihr Leben verzehrt, als sie 1951 stirbt. Zu Recht heißt es in der Zusammenfassung des Buches über ihr Leben: „Das Wunderbare nimmt nur geringen Platz ein, das Außergewöhnliche ist die Liebe“. *H.G.*

Directorium Spirituale

Bezugsmöglichkeit: Erhardi Druck GmbH, Leibnizstrasse 11, 93055 Regensburg, Tel.: 0941-78382-0, Fax: 0941-78382-81; oder bei Prälat Josef Grabmeier, Niedermünstergasse 1, 93047 Regensburg, Tel.: 0941-5971702, Fax: 0941-5971706. Einzelheft DM 4,20 plus Versandkosten, Jahresabonnement DM 49,80 plus Versandkosten.



Priester für die Welt - Bischof Walter Mixa im Gespräch mit Norbert Matern. Sankt Ulrich Verlag GmbH Augsburg, 2000. 198 S. ISBN Nr. 3-929246-43-0

Inhalt des Buches von Norbert Matern ist ein Interview, das er in mehreren Zusammenkünften mit dem Bischof von Eichstätt, Walter Mixa, führte.

Mit beeindruckender katholischer Klarheit bezieht Bischof Mixa im ersten Kapitel zu Themen Stellung, die durch den sogenannten öffentlichen Diskurs vorbelastet oder mit Vorurteilen besetzt sind. Sprachlich präzise, rhetorisch versiert und inhaltlich überzeugend äußert er sich zum Zölibat, zum Priestermangel und zur Stellung der Frau in der Kirche.

Ebenso beeindruckt das pädagogische und seelsorgliche Engagement

des Bischofs, mit dem er neue Priester zu gewinnen versucht.

Das Gespräch mit Bischof Mixa bietet im ersten Teil eine wertvolle katholische Orientierung für alle Leser.

Im zweiten Teil skizziert er das Profil eines katholischen Priesters, das dem angehenden, aber auch dem tätigen Geistlichen Orientierung gibt. Diese Darstellung zeugt von profunder Kenntnis der gesellschaftlichen Realität und den Herausforderungen, denen sich ein Priester lebenslang stellen muß.

Ein wichtiges Buch also in einer Zeit, deren universales Instrument Innovation heißt – in Wahrheit ein Synonym für die Zerstörung von Tradition und Kultur.

Günter Buschmann

Nicht empfehlenswert:

Brian McNeil: Heilig sollt ihr sein, Bernardus-Verlag, Langwaden 2000, ISBN 3-934551-20-3, 76 S., DM 14,80.

Das zweite Vatikanische Konzil sagt: „Alle Christgläubigen jeglichen Standes oder Ranges sind zur Fülle des christlichen Lebens und zur vollkommenen Liebe berufen“ (LG, Nr. 4). Papst Johannes Paul II. greift in seinem apostolischen Schreiben „Zu Beginn des Neuen Jahrtausends“ (Novo Millennio Ineunte) vom 6.01.2001 diesen Gedanken auf mit den Worten „Damit wird die Überzeugung ausgedrückt, dass es widersinnig wäre, sich mit einem mittelmäßigen Leben zufrieden zu geben, das im Zeichen einer minimalistischen Ethik und einer oberflächlichen Religiosität geführt wird ... Es bedeutet, seinen Lebensweg vom Radikalismus der Bergpredigt leiten zu lassen“ (Nr. 31). Der Verfasser Brian McNeil greift in seinem Buch die „Heiligkeit“ auf. Für ihn ist ein Heiliger „ein Mensch, der es mir leichter macht, Jesus zu sehen“. Der Autor sagt zwar, dass es nicht seine Absicht sei, die Seligen und Heiligen, die z.B. von Johannes Paul II. kanonisiert wurden, zu kritisieren. Diese Heiligen scheinen ihm aber „noch immer allzu sehr dem alten, vom Neuplatonismus herkommenden Verständnis des geistlichen Lebens verhaftet zu sein“ (S.11). Er sieht eine „Tendenz, dem Christen nahe zulegen, dass er heilig werden könnte, würde er sich nur genug anstrengen“. Der Verfasser meint nämlich, der Mensch sei „das Produkt ganz bestimmter menschlicher, gesellschaftlicher und kultureller Konstellationen (S.12).

Im Kapitel „Heiligkeit und Sünde“ bekräftigt der Autor seine ablehnende Haltung gegenüber dem kirchlichen Verfahren, welches die Heiligkeit einer Person feststellen soll mit den Worten: „Der Heiligsprechungsprozess in den letzten Jahrhunderten verlangt Beweise für die Heroizität der Tugenden. ... das Problem ist, dass kein solcher Mensch je existiert hat. Will man also die Heiligen als tadellose Vorbilder zeigen, dann wird man genötigt, einiges zu verschweigen oder zu retuschieren“ weil „mein Leben die Entschiedenheit des Evangeliums nicht verwirklicht und (nüchtern betrachtet) sie niemals verwirklichen wird“. Was der Verfasser aber übersieht, ist, dass die Entschiedenheit, den Weg des Evangeliums zu gehen, mit der Hilfe des Gebetes und der Gnadenmittel der Sakramente zu einer schrittweisen Freiheit von Sünde führen kann. Wenn der Mensch aber als Produkt seiner Umweltverhältnisse gesehen wird, dann werden „Illusionen zu unterdrückenden Idealen“. Die Interpretation von Sünde zu einem zeitbedingten Phänomen wird auch im Kapitel „Heiligkeit und Geschlechtlichkeit“ deutlich. Dort heißt es „es wäre sicherlich schön, wenn wir ... einen Heiligen hätten, der heutigen Christen ein Vorbild in der Nachfolge Jesu sein könnte. In diesem Bereich aber finden wir keinen, allein schon aus allgemein bekannten geistesgeschichtlichen Gründen ..., weil sie alle chronologisch (oder jedenfalls mentalitätsmäßig) in der Zeit vor Freud lebten“ (S.29). Wo sollen Menschen zur Anstrengung auf dem Weg zur Heiligkeit ermutigt werden,

wenn der Autor konstatiert: „Kein Mensch kann mit Sicherheit wissen und genau bestimmen, wo die Grenze zwischen Schwachheit und Sünde verläuft“ (S.31). In Konsequenz seiner Sicht ist dann auch die von ihm angeführte Maria Goretti eine Jungfrau und Märtyrerin mit Fragezeichen. Er fragt: „Wurde die wahre Geschichte vom Lehramt der Kirche retuschiert, um daraus eine Heilige zu fabrizieren?“ Der Verfasser gibt selber die Antwort: „Der Fall Maria Goretti hat mit der Verteidigung der Tugend der Keuschheit gar nichts zu tun. Es war nämlich keine junge Frau, die Allesandro Serenelli verführen wollte. Es war ein elfjähriges Kind.“ Obwohl der Autor deutlich zum Ausdruck bringt, dass Maria Goretti wusste, worum es ging, wird ihr Martyrium psychologisch umgedeutet: Dem Mörder ging es nicht um eine „partnerschaftliche sexuelle Beziehung“, sondern um das Austoben „seiner männlichen Macht“ (S.68). Maria Goretti sei von der Kirche instrumentalisiert worden, um sie als „glorreiche Verteidigerin der Reinheit darzustellen“ (S.69). McBrian, der im sexuellen Bereich bei einer Reihe von Fehlhaltungen „keine Schwierigkeit sähe, eine positive Antwort zu geben, wenn man bereit wäre, die Lehre des kirchlichen Lehramtes in Frage zu stellen, will „Grundzüge einer tragfähigen Spiritualität für heute“ geben, die zur Heiligkeit führt. Es ist offensichtlich eine „Heiligkeit“ die mit den veränderlichen Theorien der Soziologie und der Psychologie in Einklang steht, nicht aber mit der Lehre der Kirche. H.G.

Nachrichten

„Das KZ Dachau war das größte Kloster der Welt“

Unter diesem Arbeitstitel plant das Bayerische Fernsehen einen Fernsehfilm über Geistliche im KZ Dachau, wo bekanntlich Tausende von Priestern und Ordensleuten inhaftiert waren. Dem Film liegt u.a. auch das Buch des luxemburgischen Pfarrers Jean Bernard zugrunde, das den Titel trägt „Pfarrerblock 25487“. Der Satz „Das KZ Dachau war das größte Kloster der Welt“ stammt aus diesem Buch. Überlebende Priester haben ihn mit Galgenhumor formuliert.

Konversion als Folge der Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigung

Michel Viot (57), lutherischer Bischof in Frankreich, sieht nach der Unterzeichnung der Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigung am 31.10.1999 in Augs-

Der österreichische Dichter Josef Hofmann feierte 85. Geburtstag

In Bad Ischl beging Dr. Josef Hofmann am 4. Juli 2001 mit einer Lesung aus seinem neuesten Buch „Als Katholik unter Nazis“ seinen 85. Geburtstag. Josef Hofmann wohnt in Salzburg.

Neben Gedichten schrieb er zahlreiche Romane und Erzählungen. Er gehört zu den großen katholischen Dichtern der deutschen Sprache. Bekannt ist sein Priesterroman „Prälat Franz Wesenauer“, in dem er die identitätsstiftende Persönlichkeit seines Freundes Franz Wesenauer darstellt. Das Buch ist theologisch und zeitgeschichtlich von Interesse.

Seine Freunde und Leser gratulieren herzlich und warten gespannt auf einen Reiseroman, der kurz vor dem Abschluss steht. E. W.

Das neueste Buch von Josef Hofmann „Als Katholik unter Nazis“ ist im Stella Maris Verlag erschienen und kostet DM 19,80.

burg keinen Grund mehr für eine Kirchenspaltung. Deshalb gab er jetzt in der katholischen Zeitung „La Croix“ seinen Übertritt in die Katholische Kirche bekannt. Michel Viot ist unverheiratet und will nun katholischer Priester werden.

Kirche stellt klar

Mehrere Thesen des spanischen Theologen Marciano Vidal zur Sexualmoral hat die römische Glaubenskongregation kritisiert. In einer „Notifikation“ stellt sie fest, es widerspreche der katholischen Lehre, wenn Vidal behauptete, dass empfängnisverhütende Mittel, die die Einnistung einer befruchteten Eizelle verhindern, nicht abtreibend seien. Auch seine Bewertung der Homosexualität sei nicht mit der katholischen Lehre vereinbar.

Konradsblatt 21/01

Moskau/Lemberg: Russen nicht gegen Papstbesuch

Nur 5% der russischen Bevölkerung sind einer Umfrage zufolge gegen einen Besuch von Papst Johannes II. in ihrem Land, 50% ständen ihm hingegen offen gegenüber. Das schreibt die Moskauer Zeitung „Vremia“. In Lemberg ist bekannt geworden, dass der Apostolische Administrator im europäischen Russland, Erzbischof Tadeusz Kondrusiewicz, den Papst offiziell zu einem Besuch in Russland eingeladen hat.

SKS27/2001

Nikolaus Groß als Märtyrer anerkannt

Den 1945 in Berlin-Plötzensee hingerichteten Essener Gewerkschafter Nikolaus Groß hat der Vatikan als Märtyrer anerkannt. Damit steht einer Seligsprechung des wegen seiner Beteiligung am politischen Widerstand gegen Adolf Hitler hingerichteten Groß nichts mehr im Wege. Mit der Anerkennung des Martyriums entfällt der Nachweis eines „Wunders“, der normalerweise bei Kanonisierungsverfahren erforderlich ist.

Konradsblatt 29/01

Juden fordern Schutz religiöser Überzeugung

Einen stärkeren rechtlichen Schutz religiöser Überzeugungen hat der Zentralrat der Juden in Deutschland gefordert. Von Beschimpfungen und Verächtlichmachungen seien gerade die Kirchen besonders betroffen, sagte Präsidiumsmitglied Daniel Ajzensztejn bei einer Bundestagsanhörung. Wenn die von den Kir-

chen dokumentierten Beleidigungen den jüdischen Glauben beträfen, „mein Vertrauen in den Staat wäre erschüttert“.

Konradsblatt 27/01

Aids bedroht das Überlingen

Die Aids-Epidemie bedroht nach Ansicht des südafrikanischen Cardinals Wilfried Napier das Überleben Südafrikas. Die Bischofskonferenz werde das Thema auch auf ihrer kommenden Vollversammlung beraten. Zum Kondomgebrauch meinte Napier, die traditionelle Lehre der Kirche müsse beachtet werden. Gleichzeitig befassten sich die Bischöfe auch mit neuesten Erkenntnissen über die Effektivität des Kondomgebrauchs.

Konradsblatt 29/01

Schwer wiegendes Fehlverhalten

Homosexuelle Handlungen und Selbstbefriedigung sind laut einem Kommentar der Vatikanzeitung „L'Osservatore Romano“ „objektiv schwer wiegendes“ Fehlverhalten. Wegen der „unantastbaren Würde“ der menschlichen Sexualität könne in diesem Bereich kein Kompromiss akzeptiert werden. Auch die Haltung der katholischen Kirche zur Abtreibung, zur künstlichen Befruchtung und Bioethik sei unverrückbar.

Konradsblatt 21/01

Cardinal fordert Konsequenzen

Konsequenzen aus dem jüngsten Schreiben des Papstes an die deutschen Kardinals hat Cardinal Leo Scheffczyk gefordert. In einem Beitrag für die Wochenzeitung „Rheinischer Merkur“ mahnt Scheffczyk den vom Papst eingeforderten Handlungsbedarf angesichts der „speziellen deutschen Nöte“ ein. Konkret spricht er eine „unzweideutige Anerkennung“ der Enzyklika „Humanae Vitae“ an.

Konradsblatt 21/01

Dem Konsumdruck nicht gewachsen

In der „Schuldnerfalle“ befinden sich nach Aussagen des Diözesan-Caritasverbandes immer mehr Jugendliche und junge Erwachsene. Nach Ansicht der Caritas-Erziehungsberatungsstellen liegt der Grund zum einen im „allgemeinen Konsumdruck“, der von der Werbung angeheizt und von Gleichaltrigen verstärkt werde. Zum anderen könnten junge Leute ohne eigenes Einkommen mit großer Leichtigkeit Verträge mit weit reichenden Folgen abschließen.

Konradsblatt 29/01

Meßfeiern im alten Ritus

gemäß Altritus-Indult und Motu proprio „Ecclesia Dei“: siehe Heft 1/2001, S. 29;

Aachen: Theresienkirche, Pontstr., jd. Do. 19.00 Uhr; 18.30 Uhr Rosenkranz.

Augsburg: St. Margareth (Pfarrei St. Ulrich und Afra) jd. 2. und 4. So. i.M., 10.00 Uhr.

Bayerisch Gmain: Konvent „Herz Jesu“, Feuerwehrheimstr. 40; Messen: So. u. Feiertag 9.30 Uhr, Werktag: 7.30 Uhr; Laudes: So. u. Feiertag 9.45 Uhr, Werktag: 7.00 Uhr; tägl. 18.00 Vesper, 18.30 - 19.30 Uhr Anbetung m. euchar. Segen; Meßfeier im alten Ritus tägl. 8.00 Uhr u. So. um 9.00 Uhr.

Bamberg: Marienkapelle (Seitenkapelle der St.-Michaelskirche), jeweils am 1. und 3. Sonntag i.M. (außer an Hochfesten) um 17.00 Uhr hl. Messe.

Berlin: Kapelle d. St.-Josefs-Heimes, Pappeallee 61, B-Prenzlauer Berg; sonn- u. feiertags 10.30 Uhr; Beichtgel. 10.00 Uhr.

Budenheim bei Mainz: Kapelle der Pfarrkirche, täglich 7.30 Uhr. Zelebrant: Prof. Dr. Georg May.

Düsseldorf: Filialkirche St. Hedwig, Werstener Feld 225, So. u. Feiertags: 10.00 Uhr lat. Choralamt m. anschl. Sakr. andacht, werktags: 7.15 Uhr hl. Messe, Sa.: 8.00 Uhr, hl. Messe; Hinweise: 0211/2201177, Pfr. J. Zimmermann

Eichstätt: Maria-Hilf-Kapelle, jeden 2. und 4. Samstag: 9.00 Uhr heilige Messe Hinweise: 08421/2125.

Frankfurt/Main: In St. Leonhard am Mainkai in der Innenstadt, jeden Mittwoch, 18.30 Uhr; 18.00 Uhr Rosenkranz.

Gelsenkirchen: Kath. Kinderheim St. Josef, Husemannstr. 50 (Nähe Propsteikirche St. Augustinus), jeden 2. Donnerstag im Monat, 17.45 Uhr; jeden Herz-Jesu-Freitag, 16.00 - 18.30 Uhr Anbetung in der Propsteikirche St. Augustinus, anschl. hl. Messe.

Alt-Gelsenkirchen: n. Absprache jd. Do. nach Herz-Jesu-Freitag, 17.45 Uhr, Kapelle des Kinderheimes St. Joseph, Husemannsstr. 50.

Heidelberg: Herz-Jesu-Kapelle, Gerhart-Hauptmann-Str. 15, H.-Neuenheim; jeden 3. Sonntag i. M. 18.00 Uhr, 1. Dienstag i. M. 19.00 Uhr. Hinweise: H.-G. Bähr 06221/860302.

Köln-Innenstadt: Jd. So.- und Feiertag um 10.00 Uhr Hochamt m. Pred. i. d. ehem. Franziskanerkirche z. Unbefleckten Herzen Mariens, Ulrichgasse; jd. Freitag um 18.00 Uhr hl. Messe in der Elendkirche an St. Katharinen. Hinweise: Tel.: 0221/487548.

Köln: Johanneshaus, Annostr. 11 jd. Mittwoch, 18.30 Uhr bis 20.00 Uhr Anbet. v. d. ausges. Allerh.

Mainz: „Maria-Hilf-Stift“ Große Weißgasse 13; Messen: So. u. Feiertag: 7.00 Uhr, Werktag: 6.30 Uhr

München-Innenstadt: St.-Anna-Damenstifts-Kirche, Damenstiftsstr. 1; jd. So. um 9.00 Uhr Hochamt; jd. Mi. 17.30 Uhr hl. Messe.

Münster, jd. Sonn u. Feiertag um 9.45 Uhr in der St.-Aegidii-Kirche, feierl. Hochamt m. gregor. Choral.

Neckarsulm: Klosterkirche, Klostergasse, So. u. Feiertagen jew. 9.30 Uhr, Fr. 18.30 Uhr. Hinweise: 0711-9827791

Onabrück: St. Barbara, Natruper Str. 125b, jeden Mittwoch 18.30 Uhr.

Piesbach/Gemeinde, Nalbach/Saar: jd. Fr. i. d. Pfarrkirche St., Johannes d. T. von 20.00 Uhr-24.00 Uhr Zönakel der Marian. Priesterbew. Hinweise: 06838-983080

Recklinghausen-Hochlarmark: Pfarrkirche St. Michael, jd. So. 10.45 Uhr; im Wechsel als Choralamt oder dt. Hochamt.

Recklinghausen-Süd: Jd. Mi. i. d. Pfarrkirche St. Josef, Grullbadstr. 94a, um 18.00 Uhr.

Saarlouis: Klinik St. Elisabeth, jd. So. 11.00 Uhr.

Steinfeld/Eifel (Kall): In der Hauskapelle des Salvatorianerklosters jd. Herz-Jesu-Freitag um 19.00 Uhr, anschl. Auss. u. Sühneanbet. bis 22.00 Uhr, Beichtgel. Hinweise: Ermin Deja, Tel.: 02441/1021.

Stuttgart: Zuffenhausen; Kirche St. Albert, So. 9.30 Uhr. Feiertagen 11.00 Uhr, werkt. Kapelle Hildegardisheim, Olgastr. 60, Mo/Di/Do/Fr 18.30 Uhr, Mi 7.30 Uhr, Sa 8.15 Uhr; Hinweise: 0711-9827791

Wiesbaden: Liebfrauenkirche (unterhalb der Dreifaltigkeitskirche), Zugang Frauenlobstr; jeden Mi. 18.30 Uhr.

Wigratzbad: Priesterseminar St. Petrus, sonntags 8.00 Uhr Hochamt, werktags 7.15 Uhr hl. Messe.

Österreich

Klagenfurt: Bürgerspalkirche, Lidmannskygasse 20; jeden Sonntag 16.30 Uhr.

Linz/Donau: Jd So.- und Feiertag u. Do., Fr., Sa. i. d. Minoritenkirche, Klosterstr. (beim Landhaus), 8.30 Uhr hl. Messe; Mi. 18.30 Uhr hl. Messe.

Salzburg: St. Sebastian, Linzer Gasse. sonn- und feiertags 8.00 Uhr Christenlehre, 9.00 Uhr feierl. Amt; Mo. bis Fr. 6.45 Uhr u. 18.00 Uhr hl. Messe; Sa. 6.45 Uhr hl. Messe; Beichtgel. vor jeder hl. Messe.

Wien: Klosterkirche, Gartengasse, am 1. Sonntag i.M. 11.30 Uhr, ansonsten sonn- und feiertags 10.00 Uhr.

Schweiz

Baden: Dreikönigskapelle, Sonntag 7.45 Uhr und 9.30 Uhr.

Basel: Kapelle St. Anton, Kannenfeldstr. 35, sonntags 8.30 Uhr.

Bern: Dreifaltigkeitskirche, Krypta, Sonntag 8.15 Uhr.

Bulle: Convent des Capuzins, Sonntag 8.00 Uhr hl. Messe.

Dietikon: Krummackerstr. 5, 8.40 Uhr und 10.15 Uhr.

Egg-Zürich: Wallfahrtskirche St. Antonius. Sühneanbet. jd. 3. Fr. i. M. 19.00 Uhr Sakramentenandacht, 20.00 Uhr Amt und sakram. Segen, Beichtgel. ab 19.00 Uhr.

Fribourg: St. Michael, So. 9.30 Uhr Amt.

Genf: St. François d. S., Krypta (23 rue voisins), So. 9.15 Uhr hl. Messe.

Gossau: Kl. Kongreßh., 8.00 u. 9.30 Uhr.

Hünenberg-Meisterswil/Zug: St.-Karl-Borromäus, sonn- und feiertags 6.45 Uhr und 9.30 Uhr; Fr. 9.00 und 19.45 Uhr.

Lausanne: Kapelle St. Augustin, Av. de Bethusy 78, So. 8.00 Uhr hl. Messe 9.30 Uhr Hochamt.

Luzern: Sentikirche, So. u. feiertags 9.55 Uhr Amt m. Predigt; Mi u. Fr. 17.30 Uhr Auss. u. Ro.kranz, 18.15 Uhr hl. Messe; jd 1. Sa. i.M. 13.30 Uhr Auss. und Beichtgel. 14.00 Uhr Ro.kranz, 14.30 Uhr Betsingmesse m. Kurzpredigt, Auss., Weihe, euchar. Segen.

Oberath bei Goldau/Zuger See: Marienkapelle, jd Sonn- und Feiertag 8.15 Uhr und 19.30 Uhr, jd. Mo. 19.30 Uhr, jeden Samstag (außer dem ersten) 18.30 Uhr. Jd. 13. des M., 19.00 Uhr Fatima-Sühneabend.

St. Pelagiberg: Pfarrkirche 9.30 Uhr, Kurhaus 7.15 Uhr.

Schellenberg/FI: Frauenkloster vom kostb. Blut, Sonntag 8.15 Uhr hl. Amt, werktags 6.00 Uhr hl. Messe.

Solothurn: Schloß Waldegg, Feldbrunnen, jeden 1. Samstag i.M. 9.30 Uhr.

Steinen/Kt. Schwyz: Kapelle Maria Assumpta; an Sonn- und Feiertagen, 9.45 Uhr; während der Schulzeit, Mi. 14.00 Uhr, am 1. und letzten Freitag i.M. um 20.00 Uhr.

Zürich-Oerlikon: Herz-Jesu-Kirche, sonn- und feiertags 17.00 Uhr.

Sulgen/Tg: Bethanienheim, So. 9.00 Uhr Amt, am 2. Sonntag 7.30 Uhr.

Belgien

Niel-bij-AS (Limburg): Kapelle St. Michael, jd. So. 10.00 Uhr, Hochamt, jd. Wo.tag 18.30 Uhr, hl. Messe, jd. Fr. n. Messe Anbet.; Zelebrant: Prof. Dr. K. Isakker.

Bierbeek (Leuven): Kapelle Maranate, jd-So. 10.00 Uhr, Hochamt; Mo. u. Mi. 19.00 Uhr, hl. Messe, Zelebrant: Pfr. Rasad oder Pfr. Duroisin.

Frankreich

Besançon: Fraternité St Pierre, So.- und Feiertag 10.45 Uhr. Mi. und Fr. 18.00 Uhr, Do. 9.00 Uhr, Sa. 10.15 Uhr.

Fontainebleau: Fraternité Saint Pierre, 6 bis bd Mal Leclerc; Sonn- und Feiertag: 9.30

Fontgombault: Abbaye notre Dame de Fontgombault; Sonn- und Feiertag 8.30 und 10.00 Uhr, Wochentage 10.00 Uhr.

Le Barroux: Abbaye Sainte Madeleine, Sonn- und Feiertag 8.30 und 10.00 Uhr,

Wochentage 6.30 und 9.30 Uhr/ Abbaye Notre Dome de l'Annoication, Sonn- und Feiertag 10.00 Uhr, Wochentage 9.30 Uhr.
Lyon: Fraternité Saint Pierre, Eglise Saint Georges, Quai de Saône, Sonn- und Feiertag 9.00, 10.30 Uhr und 18.30Uhr, Mo.-Fr., 7.00 und 18.30 Uhr, Sa. 9.00 Uhr.
Narbonne: Fraternité Saint Pierre, So.- u. Feiertag 9.30 Uhr, Mo. 17.00 Uhr.
Paris: hl. Messe So. 9.30 Uhr u. 18.00 Uhr, Mo-Fr. 18.00 Uhr, Sa. 11.30 Uhr; Paroisse Sainte Odile, 2 av. Stéphane Malarmé; Metro Chamoerrei.
Pelussin: Fraternité Saint Pierre, Chapelle Notre Dame de Roisey, Sonn- und Feiertag 8.15 Uhr.
Perpignan: Fraternité Saint Pierre, Eglise Saint Jacques, So. 11.15 Uhr, Do. und Sa. 11.00 Uhr, Di., Mi. und Fr. 18.30 Uhr.
Saint-Etienne: Fraternité Saint Pierre, 9 rue Buisson, Sonn- und Feiertag 10.30 Uhr und 19.00 Uhr, Mo.-Fr. 18.00 Uhr, Sa. 10.30 Uhr.
Saint Martin de Bréthencourt: Fraternité Saint Pierre, Eglise Saints Pierre et Paul, Sonn- und Feiertag 10.30 Uhr.
Versailles: Fraternité Saint Pierre, 63 bd de la République, jeden Tag 7.00 und 9.15 Uhr.
Versailles: Fraternité Saint Pierre, Eglise des Gendarmes, Sonn- und Feiertag 8.15 Uhr, 9.15 Uhr, 10.30 Uhr, 12.00 Uhr und 19.00 Uhr, Wochentage 18.30 Uhr (außer Di. und Do.) 19.00 Uhr.

Niederlande

Delft: Kapelle des „Huize Monica“ Eing. am Insulindeweg, jd So., 11.45 Uhr hl. Messe; Hinweise: Ir. J.P. Oostveen, Tel.: 0031-(0)152613849
Heusden: (bei Den Bosch): Kapelle St. Joseph, jd. So. 10.00 Uhr, Hochamt; jd. Wo.tag, hl. Messe; Zelebrant: Pfr. J.H. Hendrixx, Info: 0031416663379.
Vlissingen: O.L. Vrouwe Kerk, Nähe Rathaus, jd. 2. u.4. so i.M. 17.00 Uhr; Hinweise: K.P. Caspers, Tel.: 0031 (0)118583133

Italien

Florenz: Chiesa di San Francesco Poverino, Piazza Santissima Annunziata, Sonn- und Feiertag 10.30 Uhr.
Genua: Capelle d. Suore di Nostra Signora d. Misericordia, Via S. Giacomo, Sonn- und Feiertag 9.45 Uhr.
Mailand: San Rocco al Gentilino, Piazza Tito Lucrezio Caro, Sonntag 9.30 Uhr.
Padova: Chiesa di San Canziano, Piazza delle Erbe, Sonn- und Feiertag 11.00 Uhr.
Rimini: Cenacolo, Via Garibaldi 73, Sonn- und Feiertag 10.00 Uhr.
Rom: Chiesa di Gesù e Maria, Via del

Corso 45, Sonn- und Feiertag 10.00 Uhr
 Santa Maria della Luce, Trastevere, Angolo via della Lungaretta, Sonn- und Feiertag 10.00 Uhr. Auskünfte: Padre Ignazio Barero, Rom, Tel.: 5883643.
Turin: Chiesa della Misericordia, Via Barbaroux 41, So.- und Feiertag 11.30 Uhr.
Venedig: Chiesa di San Simon Piccolo, di fronte alla stazione Santa Lucia, Sonn- und Feiertag 11.00 Uhr.

Sühnenacht - Sühneanbetung

Aachen: 8./9.9.2001, Kapelle der Kind-Jesu-Schwester, Jakobstr. 19, ab 19.30 Uhr, Auss. d. Allerh., Hl. Messe, Betstunde; Apostolat für Papst u. Kirche; 13.8. und 10.9.2001, ab 15.00 Uhr Kloster Preusweg, Euchar. Sühneandacht; jd. Do., Theresienkirche, Pontstr., Hl. Messe, klass. röm Liturgie. 8.9.2001, Sühnen. im Kind-Jesu-Kloster, Jakobstr. 19; ab 19.30 Uhr
Berlin: 3.8.01; 17.10 Kreuzweg St. Ansgar; 4.8.2001, 9.30 Uhr, Sühnesamstag, 9.8.01, 18.00 Uhr MPB Zönakel Helferkreis, 12.8.01, 15.00 Uhr Kinder MPB, St. Norbert; 1.9.2001, 9.30 Uhr, Sühnesamstag, 7.9.01; 17.10 Kreuzweg St. Ansgar; 14.9., 22.00 Uhr, Sühnenacht; 20.9.01, 18.00 Uhr MPB Zönakel Helferkreis, 23.9.01, 15.00 Uhr Kinder MPB, St. Norbert; Hinweise: 030/4964230
Hannover: 4.8.2001, Pfarrkirche St. Jacobus, Wetzen, und 8.9. 2001, Pfarrkirche „St. Antonius“, H-Kleefeld, Beginn 8.00 Uhr, Rosenkr., 9.30 Uhr Hl. Messe, anschl. Auss. u. Beichtgel. Ende ca. 16.00 Uhr Rückfragen 0511-494605
Krefeld: 6.8. und 3.9.2001 St. Peter, Krefeld-Ürdingen; 18.00 Uhr Ro.kr. 19.00 Uhr hl. Messe, 20.00 Uhr Ro.kr. Auss. d. Allerh.; Hinweise: 02151-730592
Königstein: 19.8. und 16.9.2001, Heilungsgottesdienst, Frankf. Bockenheim, St. Elisabeth, Kurfürstenplatz, 14.00 Uhr Ro.kr., 16.00 Uhr Euch.feier, m. Heil. gebet;
 Fest der Liebe: 3.8 und 7.9.2001, Liebfrauenkirche, Moselstr. 30, 17.00 Uhr Beichtgel., 17.30 Uhr Ro.kr., 18.00 Uhr Euch.feier, anschl. Einzelsegnung durch die Priester; Hinweise: T/F: 06174/4419
Leuterod/Ötzingen: 28.8. und 25.9.2001, mtl. Treffen der Mitgl. d. Marian. Segenskreises, Maria-Hilf-Kirche; Sühne-gebetstd., Eucharistiefeyer, Predigt, Beichte, euch. Anbet. v. 18.00 - 22.00 Uhr, m. Pfr. R. Lambert.
Marienfried: 4.8. und 8.9.01, Sühnenacht ab 14.00 Uhr - 5.15 Uhr; Mai-Donnerstage: 20.00 Uhr Gebetsabend m. Hl. Messe u. Lichterprozession; 14.8. Lichterprozession; 15.8./8.9./12.9./15.9.2001 Marienfeste; Hinweise: 07302-6433.
Nächtliche Anbetung in Oberhaid

11./12.8.2001 und 15./16.9.2001 nächtl. Anbetung in der Pfarr- und Wallfahrtskirche Oberhaid bei Bamberg. 20.30 Uhr Beg. d. Anbet.std., Beichtgel., 21.30 Uhr hl. Amt zu Ehren der Mutter Gottes, 24.00 Uhr lat. Choralamt, 4.30 Uhr hl. Messe, Ende 5.30 Uhr;

Venningen: 4.8. und 1.9.2001, ab 19.30 Uhr Engel d. Herrn u. Ro.kr., Hl. Messe, Auss. d. Allerh., sakr. Seg. Hinweise: 06324-64274

Witmarschen: 4.8.2001, St. Matthiasstift, Hl. Messe, Vesper, Komplet; 9.9.2001 Pilgerfahrt, St. Marien/St. Petrus Heede; Hinweise: 05921-15291

Würzburg: 25./26.8. und 29./30.9.2001, Anbet.- u. Sühnenacht, Heilig-Geist-Kirche, von Sa. 17.30 Uhr bis So. 01.00 Uhr; 4.8. und 8.9.2001, Zönakel der Marian. Priesterbew., Schw. des Erlösers, Erbachergrasse 4-6; Beginn 14.00 Uhr-16.30 Uhr.

Exerziten in Amöneburg: bei Marburg/ L. 24.9. - 27.9.2001, Johanneshaus, m. Pastor B. Lerch, Hinweise: 02981-2742

Einkehrtag: 15.8.2001, Marienfried, Dir H. Kohler: Maria verherrlicht im Himmel, Hoffnung für uns auf Erden; 30.9.2001 Pfr. G. Küster: Die Engel - Boten der Liebe Gottes; Hinweise: 07302-6433

3. Bundesweite Wallfahrt für junge Leute nach Lourdes: 27.7. - 5.8.2001; Informationen: Tel.: 0211-293509; 07682-7215; 09321-924213; 036367-75295

Pilgerreise nach Medjugorje: 7.10. - 14.10.2001, Info und Anmeldung: Vereinig. der Zwei Herzen der Liebe Internat. e.V.; Tel: 02247-969760

Religiöse Freizeitgestaltung in Wigratzbad: 7.8. - 17.8. 2001, m. H. Mittenentzwei, Anmeldung: 02981-2742

Initiativkreise

Münster: 14.9.2001, Haltern-Sythen, St. Josef, 16.30 Uhr, Pfr. Bernhard Lerch: Das II. Vatikan. Konzil und die Liturgie - Wohin bewegt sich die Kirche? 16.00 Uhr Andacht; Hinweise: 02542-98434

Speyer: 26.8.2001, 15.30 Uhr, Bistums- haus, Johannesstr. 8; Prof. Dr. J. Schumacher: Die Engel! Gottes Boten und Zeugen seiner Herrlichkeit; zuvor 15.00 Uhr Gebet; Hinweise: 06324-64274

Trier: 30.9.2001, 14.45 Uhr, Missionshaus d. Weißen Väter, Prof. Dr. H-J. Vogt: Das Dekret über die Rechtfertigung des Konzils von Trient 1547; zuvor 14.00 Uhr Andacht m. sakr. Seg.; Hinweise: 06587-991136

Würzburg, Liborius Wagner-Kreis: 23.9.2001, Wallfahrt nach Heidenfeld zum Grab des Sel. Liborius Wagner; Hinweise: 06022-20726

Wissenschaftliche Leitung: Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus, Augsburg; Thema: **Berufung zur Liebe Ehe - Familie Ehe-losigkeit**

5.9.2001, 17.30 Uhr, Öffnung des Tagungsbüros; 18.30 Uhr, hl. Messe zu Ehren des Hl. Geistes; Zelebration/ Predigt: Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus, musikalische Gestaltung: Mitglieder des Augsburger Domchores; 20.15 Uhr, Norbert Geis, MdB: Der besondere Schutz von Ehe und Familie im Grundgesetz

6.9.2001, 08.30 Uhr, hl. Messe um die Ausbreitung des Glaubens; Zelebration/ Predigt: Kaplan Markus Hoffmann; 9.30 Uhr, Dr. Hans Thomas: Ehe und Familie im Zugriff moderner Ideologien, 11.00 Uhr, Prof. Dr. Joachim Piegsa: Die beiden Grundbezüge des Menschen: Gott und Mensch, Mann und Frau, 15.00 Uhr, Homilie, Eucharistische Andacht, Führung, Wallfahrt mit dem Bus zum „gegeißelten Heiland auf der Wies“ Wieskirche b. Steingaden, 20.15 Uhr, Vortrag in Wort und Bild: Ehepaar Bernhard und Magdalene Foschepoth: Was wir gesehen und erlebt haben: Lebendige Kirche in Afrika

7.9.2001, 08.30 Uhr, hl. Messe um geistliche Berufe Zelebration und Predigt: S. Em. Leo Kardinal Scheffczyk, München 09.30 Uhr, Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus: Die Ehe Weltlich Ding oder Sakrament? 11.00 Uhr, Prof. Dr. Adalbert Keller: Die Ehelosigkeit des Klerikers; 15.00 Uhr, Dr. Ursula Bleyenbergh: Ehe und Ehelosigkeit, ihre gegenseitige Zuordnung; 17.00 Uhr, Dr. Clemens Breuer: Auf dem Weg zur Ehe; 20.00 Uhr, Anbetung und Beichtgelegenheit im Marienmünster

8.9.2001, 08.30 Uhr, Festmesse zu Mariä Geburt, Choralamt Zelebration und Predigt: S. Em. Joachim Kardinal Meisner, 09.30 Uhr, Dr. Dr. habil. Manfred Lochbrunner: Die Lebensalter nach Romano Guardini; 11.00 Uhr, S. Em. Joachim Kardinal Meisner, Erzbischof von Köln: Verliert die Ehe ihre schöpfungsgemäße Exklusivität. **Anmeldungen bei:** Gerhard Stumpf, Nordfeldstr. 3, 86899 Landsberg, Fax: 08191/ 22680 EMail: Sommerakademie@ ik- augsburg.de

Gebetsmeinung des Hl. Vaters August 2001

1. dass die wache Aufmerksamkeit auf Gottes Weltherrschaft alle Gesetzgeber und Führungspersönlichkeiten in ihren Entscheidungen bestimme.

2. dass die Kirche in China in Anlehnung an die große chinesische Tradition belebt werde durch eine tiefe Spiritualität des kontemplativen Lebens.

Forum der Leser

Sie sahen erlöst aus.

Kongress **Freude am Glauben** am 8./9. Juni 2001 in Fulda

Der Kongress und sein Motto sind nicht bei allen sich konservativ nennenden Katholiken auf Zustimmung gestoßen. Tatsächlich war dies ein Treffen gläubiger Menschen – und nicht nur ein äusserer Erfolg mit fast 1000 Teilnehmern aus ganz Deutschland. Und was besonders ins Auge fiel: das stark durchmischte Publikum von jung, sehr jung, alt und älter verstand sich, ertrug sich, ohne dass von Toleranz geschwafelt wurde, ganz selbstverständlich. Die Atmosphäre war gelöst wie selten bei katholischen Treffen in Deutschland. Das böse Wort Nietzsches: Die Christen müssten erlöster aussehen!, hier wurde es Lügen gestraft. Nicht gequälte Mienen, nicht verkniffene Lippen, nicht Imponiergehebe und oberlehrerhafte Besserwisserei, auch nicht das standardisierte Betroffenheitsgetue bestimmten das Bild. Vielmehr prägten Freundlichkeit, Hilfsbereitschaft und das gemeinsame Beten und Singen den Kongress. Keine gut bezahlten Verbandskatholiken, sondern ausschließlich ehrenamtliche Helfer haben das zustandegebracht.

Die Initiatoren sind zu beglückwünschen für das gelungene Programm und die glückliche Hand bei der Auswahl der Referenten. Denn es waren begeisterte und begeisternde Glaubenszeugen, die hier auftraten, ein persönliches Zeugnis ihrer Freude am Glauben ablegten, wie Frau Meves, die den 14. Jahrestag ihrer Konversion feiern konnte, oder der Fuldaer Oberbürgermeister, der – ganz ungewöhnlich für ein Grußwort – sich persönlich zu seinem Glauben bekannte. Dass der Apostolische Nuntius und 3 Kardinäle sich mit dem Anliegen und dem Motto des Kongresses solidarisierten, war allen Teilnehmern, von denen nicht wenige zuhause scheel oder als nicht 100prozentig richtige Katholiken angesehen werden, eine Freude und Genugtuung.

Natürlich kann man hämisch feststellen, dass man nicht nach Fulda zu fahren braucht, um Freude am Glauben zu haben. Dem gab überraschend die Schwester von Erzbischof Dyba die richtige

Gebetsmeinung des Hl. Vaters September 2001

1. dass die jungen Leute des dritten Jahrtausends ein hohes Ideal finden, dem sie sich hingeben können.

2. dass die indonesische Bevölkerung, die in viele ethnische Gruppen, Sprachen, Kulturen und Religionen zersplittert ist, sich verstärkt um eine demokratischere und gerechtere Zukunft bemühe.

Antwort: „Mein Bruder“, sagte sie, „würde jetzt hier stehen, wenn er noch lebte. Denn er war leidenschaftlich für die Intention des Kongresses eingetreten. Der Kongress ist dreifach gut: wegen des gewählten Ortes, der gewählten Zeit in der Pfingstwoche und zum Bonifatiusfest, vor allem aber wegen des gewählten Themas: Freude am Glauben.“

*Wilfried Wohlfarth,
86150 Augsburg*

Wer schweigt stimmt zu.

Zwei Briefe hatte ich an Cardinal Lehmann geschrieben, um ihn auf das kurze Dokument von „Concilium“ (Heft 3/2000), in dem drei Päpste beleidigt werden, aufmerksam zu machen.

Ende Mai erhielt ich vom Sekretär des Cardinals die Antwort:

„Dem Cardinal kommt es nicht zu, jede Stellungnahme oder Meinungsäußerung der verschiedenen Theologen zu vielfältigen Themen zu kommentieren. Auch im Blick auf die von Ihnen in Kopie beigefügte Stellungnahme verschiedener Theologen zu Papst Pius IX. möchte er dies nicht tun.“

Aber: wer nicht mißbilligt, billigt (qui non improbat, approbat).

Dass der Cardinal sich nicht zu jedem Thema äußern kann, versteht sich von selbst. Aber dies schließt nicht aus, dass er in besonderen Fällen Stellung nimmt. Im Dokument von „Concilium“ wird sogar die Aufrichtigkeit des jetzigen Papstes in Frage gestellt. Der Papst, der ihn zum Cardinal ernannt hat, wird beleidigt, und er möchte sich dazu nicht äußern.

Man könnte sicher Verständnis haben, wenn der Cardinal sich nicht zu einer These, die in einem Buch von 400 Seiten (oder auch ein paar weniger) verpackt ist, äußern möchte. Aber es handelt sich dabei um ein Dokument von **nur** 32 Zeilen, und die Fehler sind zahlreich und leicht nachprüfbar.

In meiner Erwiderung an den Sekretär von Cardinal Lehmann habe ich die Hoffnung geäußert, dass der Cardinal alles nochmals überlegen möchte.

*Francesco Merlino,
48151 Münster*

Nietzsche und die Gen-Technologie

Prof. Kühnhardt, Bonn, erkennt vorausschauend, dass mit der „biopolitischen Wende“ der neuzeitliche Fortschrittsglaube einen so noch nie dagewesenen Höhepunkt erreicht. Der so perfektionierte Mensch schafft schlicht den „Schmerzensmann“ und im gleichen Atemzug ein Christentum ab, das sich an diesem „Schmerzensmann“ orientiert und in Leid und Tod noch einen Sinn entdeckt. Das exakte Ebenbild von Nietzsches „Übermensch“? - Die Philosophie Nietzsches (1844-1900) hat viele Facetten. Sie ist keineswegs eine Philosophie vom Menschen im geistig freischwebenden Raum. Sie hängt aufs Engste zusammen mit seiner Biographie. Als Sohn einer protestantischen Familie in Thüringen geboren, verliert er in jungen Jahren den Vater. Rückblickend schreibt er später: „Meine Erziehung ist in ihren Hauptteilen mir selbst überlassen worden. Mein Vater, ein protestantischer Landgeistlicher aus Thüringen, starb allzu früh; mir fehlte die strenge und überlegene Leitung eines männlichen Intellekts...“

Sein viel zitiertes Kampfwort „Gott ist tot“, das von der 68er Generation wörtlich aufgenommen und propagandistisch hinausgeschrien wurde, ist keineswegs sein eigentliches „Glaubens“-Bekenntnis. Ein Gedicht von dem „unbekannten Gott“ offenbart einen ganz anderen Nietzsche: „Noch einmal, eh ich weiterziehe und meine Blicke vorwärts sende, heb ich vereinsamt meine Hände zu dir empor, zu

dem ich fliehe, dem ich in tiefster Herzenstiefe Altäre feierlich geweiht, das allezeit mich deine Stimme wieder riefte. Darauf erglüht tiefeingeschrieben das Wort: Dem unbekanntem Gotte...“

Die neue Gen-Technologie mit ihrem anvisierten Ziel vom perfektionierten Menschen möchte uns das Fürchten lehren. Und sie tut es auch tatsächlich. Und dennoch wird sie ohne einen Gott nicht auskommen, einen „unbekannten Gott“. In diesem Sinn ist sogar Nietzsche ein Lehrmeister... *W. Scherb, 83135 Titting*

„Erzbischof Dyba – ein Fels in der Brandung“ („Fels“, Juli 2001)

Für Ihre Würdigung des leider viel zu früh verstorbenen Erzbischofs bedanke ich mich herzlich. Er war von den deutschen Bischöfen der einzige, der sich nicht dem antichristlichen Zeitgeist beugte, sondern ihm jederzeit mutig „nec laudibus nec timore“ widerstand. Von Gomez Davila stammt der geistreiche Satz „Die katholische Kirche kann mit der Moderne zwar ein Konkubinat, aber niemals eine legitime Ehe eingehen.“ Genau dieses Konkubinat ging Dyba nicht ein, wenn es sich um fundamentale Fragen des Glaubens und der Moral handelte.

Ich bedauere nur, dass der Papst Bischof Dyba nicht zum Kardinal ernannte. Er hätte es wirklich verdient, weil er wusste, dass Christus seine Kirche auf einen Felsen und nicht auf einen Gummiball gegründet hat. *F. Ilk, München*

|||▶ Wer möchte ein Patenabonnement übernehmen?

Im Juni 2001 sind rund 100 Patenabonnements freigeworden. Es handelt sich zum großen Teil um Missionare und Ordensleute, denen es schwer fällt, den Betrag zu bezahlen. Wir suchen für sie großzügige Spender.

|||▶ **Der „Fels“ macht Urlaub: Urlaubsbedingt ist unser Redaktionsbüro nicht besetzt vom 19. - 25. August 2001 und vom 5. - 8. September.**

|||▶ **Die nächste Ausgabe des „Fels“ erscheint im Oktober 2001.**

|||▶ **Kongress „Freude am Glauben“**

Vom Fels Heft August/September 2001 mit den Beiträgen von Leo Cardinal Scheffczyk, Prof. Anton Ziegenaus, Christa Meves, Mathias von Gersdorf und Jürgen Liminski über den Kongress „Freude am Glauben“ in Fulda können zusätzliche Exemplare gegen eine kleine Spende bei der Felsredaktion angefordert werden.

Anschriften der Autoren dieses Heftes:

- Mathias von Gersdorf
Emil-Von-Behring Str. 43,
60439 Frankfurt
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13, 53757 St. Augustin
- Christa Meves,
Albertstr. 14, 29525 Uelzen
- Klaus Nebel,
Weilburgerstr. 16, 65549 Limburg/Lahn
- Dr. Bogdan Piwowarezyk,
Innhöhe 5, 83512 Wasserburg/Inn
- H.H. Pfarrer Erwin Reichart
Willoferstr. 2, 87634 Ebersbach,
- Leo Cardinal Prof. Dr. Dr. Scheffczyk
Dall' Armistrasse 3a, 80638 München
- Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus
Heidelberger Str. 18, 86399 Bobingen

DER FELS - Katholische Monatsschrift.

Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verlag GmbH

Herausgeber: Initiativkreis katholischer Laien und Priester in der Diözese Augsburg e.V.
Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743,
e-mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Abo-Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de
Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau; Druck: Egger Satz + Druck GmbH Landsberg

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten. **Bezugspreis** jährlich einschließlich Porto und Versand: **DM 45,-**; ins Ausland **DM 50,-**; **öS 350,-**; **sF 42,-**; Abbestellungen sind nur halbjährlich möglich bis zum 15. Juni oder 15. Dezember.

Bestellung: An den Fels-Verlag GmbH, Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung der Bezugsgebühren Deutschland: Konto Fels-Verlag, Raiffeisenbank Kaufering-Landsberg eG, Nr.: 519 952, BLZ: 701 694 26, Postbank München, Nr.: 598935-806, BLZ: 700 100 80

Österreich: Bestellungen wie oben, Bezugsgebühren an: Landeshypothekenbank Salzburg, Fels-Verlag, Konto Nr.: 2 493 378, BLZ: 55 000;

Schweiz: Bestellungen wie oben, Bezugsgebühren an: Fels-Verlag, Schweizer Postscheckkonto Nr.: 40-352273-9

Andere Länder: Bestellungen wie oben, Bezugsgebühren - nur durch Auslands-postanweisung oder Euroscheck - an: Auslieferung „Der Fels“, Postfach 11 16, D-86912 Kaufering.

Bernhard Lehner – ein jugendlicher Zeuge des Gottvertrauens

„Lasset die Kleinen zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich!“ Wer kennt nicht diese schönen Worte Christi, die uns im Matthäusevangelium überliefert sind? Christus hatte die Kinder besonders gern, vielleicht auch deshalb, weil sie noch keine große Schuld auf sich geladen haben und auch, weil sie einen besonderen Schutz brauchen.

Ein Kind, das Gott besonders liebte, war auch Bernhard Lehner. Er ist am 4. Januar 1930 im niederbayerischen Herrngiersdorf geboren. Seine Eltern waren der Schreinermeister Wolfgang Lehner und seine Frau Anna Lehner. Wie alle Kinder dieser Gegend kam er mit sechs Jahren in die Dorfschule. Bernhard war von Anfang an ein gewissenhafter Schüler. Als besonderer Wesenszug von ihm wird seine Freundlichkeit berichtet, mit der er Kindern und Erwachsenen stets begegnete. Sein Pfarrer sagte über ihn: „Von allen Ministranten war Bernhard der andächtigste. Er betrachtete den Ministrantendienst wirklich als Engelsdienst.“

In dem kleinen Buben erwachte bald der Gedanke, Priester zu werden. Manche versuchten, ihn davon wieder abzubringen, weil unter dem damaligen Nationalsozialismus die Kirche verfolgt wurde. „Wenn du Pfarrer wirst“, sagten sie, „dann wirst du auch verhaftet und geköpft wie so viele Pfarrer heutzutage.“ Bernhards Antwort war klar: „Dann macht es nichts, wenn ich auch dabei bin.“

1941 kam Bernhard nach Regensburg ins Knabenseminar Obermünster, von wo aus er täglich ins

Alte Gymnasium ging. Bei den Prüfungen wollte er im Gegensatz zu manch anderen nicht schwindeln. „Lieber eine schlechte Note als spicken“, sagte er. Bernhard war ein



Bernhard wollte seine Freude am Glauben weitergeben: „Wenn ich einmal Priester bin, will ich dorthin gehen, wo die Leute gar keinen Glauben haben.“

fröhlicher Schüler, der gern Fußball spielte und Schlittschuh lief. Ein Klassenkamerad erzählte: „Im Handball war er der beste Stürmer.“ Auch sein religiöses Leben war vorbildlich. Er ging alle 14 Tage zur Beichte und täglich zur hl. Kommunion. In diesen Kriegsjahren hatte es die staatliche Hitlerjugend natürlich auf die jungen Seminaristen abgesehen. Diese wurden „dienstver-

pflichtet“ und bei nasskaltem Wetter zu Geländeübungen an die Donau befohlen. Das löste bei Bernhard eine todbringende Krankheit aus. Die Ärzte stellten septische Diphtherie fest und schickten ihn auf eine Isolierstation ins Krankenhaus. Dort träumte er einmal vom „Wahnsinn“. Auf die Frage der Krankenschwester, was er damit meine, antwortete er: „Das wissen Sie nicht, Schwester. Das ist der Hitler.“ Bernhard sagte auch einen Fliegerangriff auf Regensburg voraus, der dann tatsächlich wie angekündigt ablief. Die Schmerzen, die Schluck- und Atmungsbeschwerden nahmen schließlich zu. Er sah einen Sinn darin, diese Leiden bewusst anzunehmen und aufzuopfern. Bernhard versuchte seine Mutter zu trösten: „Ich gehe zum Heiland in den Himmel. Da dürft ihr dann nicht weinen.“ Am 24. Januar 1944 starb er. An sein Grab kamen bald viele Besucher zum Gebet. Sie sahen in seiner Bereitschaft, den Tod anzunehmen, ein vorbildhaftes Sterben. 1952 eröffnete Erzbischof Buchberger von Regensburg den Seligsprechungsprozess für Bernhard Lehner, da viele Beter in ihm einen Fürsprecher im Himmel sahen.

Während erwachsene Vorbilder immer einen langen Lebenskampf bestehen müssen, verhält es sich bei Kindern anders. Ihre guten Werke bestehen eher aus Akten guten Willens: sich in einem kindlichen Urvertrauen ganz Gott hinzugeben. Auf diese Weise können sie schon als Kinder zum Heroismus gelangen und lernen, die Last und die Freude ihres kurzen Lebens zu meistern. *Eduard Werner*